

Nr. 18

ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

BEGRÜNDET VON GEORG STEINHAUSEN

UNTER MITWIRKUNG VON

A. DOPSCH · H. FINKE · K. HAMPE · FR. KERN · O. LAUFFER

A. SCHULTE · E. SCHWARTZ

HERAUSGEGEBEN VON

WALTER GOETZ

XXVI. BAND

2. HEFT

INHALT:

Aufsätze:	Seite
Privatdoz. Dr. HERBERT GRUNDMANN in Leipzig: Die Frauen und die Literatur im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frage nach der Entstehung des Schrifttums in der Volkssprache	129
Dr. ERNST KERN in Gräfelfing bei München: Studien zur Geschichte des Augsburger Kaufmannshauses der Höchstetter	162
Prof. Dr. LUDWIG BERGSTRÄSSER in Darmstadt: Der Weg zur Burschenschaft	199
 Literaturbericht:	
Frühgermanentum. Von Dr. Harald Spehr in Leipzig	227
<hr style="width: 10%; margin: 10px auto;"/>	
Persönliche Erklärung des Herausgebers	264

a 149299

Gorn



ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

Begründet von Georg Steinhausen. Herausgegeben von Walter Goetz

Redaktion: Dr. H. Schönebaum, Leipzig, Universitätsstr. 131.

Band XXVI erscheint in 3 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Bezugspreis *RM* 18.—

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, wie auch der Verlag von B. G. Teubner, Leipzig C1, Postschließfach 380 (Postscheckkonto Leipzig 51272). Einzelhefte können nur von älteren Bänden, soweit überzählig, geliefert werden.

Das „Archiv für Kulturgeschichte“ will eine Zentralstätte für die Arbeit auf dem Gebiete der gesamten Kulturgeschichte sein und dabei vor allem im Zusammenhang mit neueren Richtungen der geschichtlichen Forschung der Arbeit auf dem Gebiet der Geschichte des höheren Geisteslebens ein geeignetes Organ sichern. Als Aufgabe der kulturgeschichtlichen Forschung muß es gelten, aus dem ganzen für die geschichtliche Erkenntnis einer bestimmten Zeit vorhandenen Material das für deren Gesamtkultur und Gesamtgeist Bezeichnende festzustellen, und so wird sie in erster Linie als Spezialforschung wissenschaftlichen Charakter tragen. Sie wird sich jedoch in ausgedehntem Maße die Ergebnisse sonstiger Spezialforschung, freilich nicht durch einfache Übernahme, sondern durch selbständige Verarbeitung unter ihren besonderen methodischen Gesichtspunkten und für ihre besondere Aufgabe, zunutze machen dürfen und müssen. Dieser Aufgabe soll insbesondere die Einrichtung **regelmäßiger Literaturberichte** dienen. Sie stehen neben der **I. Abteilung**, die selbständige wissenschaftliche **Abhandlungen** enthält, als **II. Abteilung** und sollen je ein Spezialgebiet in dem bezeichneten Sinne in Bearbeitung nehmen, das für die kulturgeschichtliche Forschung Wertvolle aus der Fülle der literarischen Erscheinungen des betreffenden Gebiets unter kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten herausheben. Diese Berichte behandeln folgende Gebiete: Prinzipien- und Methodenlehre, Geschichtsphilosophie und Geschichte der Geschichtsschreibung, allgemeine und lokale Kulturgeschichte Deutschlands, Geschichte der wirtschaftlichen Kultur, Geschichte der politisch-rechtlichen Kultur, Geschichte der religiösen Kultur, Geschichte der geistigen Kultur, Geschichte der Bildung und des Bildungswesens, Geschichte der künstlerischen Kultur, Geschichte der literarischen Kultur, der Musik, Volkskunde und geschichtliche Heimatkunde, Geschichte der Technik, Geschichte der Medizin, der Naturwissenschaften, Vorgeschichte, Anthropologie und Gesellschaftsbiologie. Im Vordergrund soll bei den Berichten über die einzelnen Kulturgebiete die europäische, insbesondere die deutsche Kultur des Mittelalters und der Neuzeit stehen. Sie sollen ergänzt werden durch zusammenfassende Berichte über altvorderasiatische und ägyptische Kulturgeschichte, antike Kulturgeschichte, italienische, französische, englische, nordamerikanische, ibero-amerikanische, nordeuropäische, osteuropäische, jüdische, islamitische, ostasiatische und indische Kulturgeschichte. Die Berichte sollen künftighin in einem dreijährigen Turnus erscheinen. Mit ihnen zumal hofft das Archiv der Kulturgeschichte ein vertieftes Interesse bei den Vertretern aller übrigen historischen Einzeldisziplinen zu sichern, zwischen denen sie ihrer Stellung nach eine universale Verbindung zu stiften berufen ist.

Die Herren Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 10 Sonderabdrücke. Beiträge werden nur nach vorheriger Anfrage an die Redaktion (Leipzig, Universitätsstr. 131), Rezensionsexemplare nur an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig C1, Postschließfach 380, erbeten. Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist.

DIE FRAUEN UND DIE LITERATUR IM MITTELALTER

EIN BEITRAG ZUR FRAGE NACH DER ENTSTEHUNG
DES SCHRIFTTUMS IN DER VOLKSSPRACHE

VON HERBERT GRUNDMANN

Sprache und Schrift sind in der Neuzeit, seit der Erfindung des Buchdrucks und bis zur Erfindung des Rundfunks, so eng miteinander verbunden gewesen, daß sich der Begriff „Literatur“, obgleich er nur das Schrifttum bezeichnet, nahezu mit der Gesamtheit sprachlicher Schöpfungen und Gestaltungen zu decken schienen. Nur gleichsam unterhalb der „Literatur“ und an ihrem Rande blieb ein Restbestand nur-sprachlicher, „noch nicht literarischer“ Ausdrucksformen, so wenig beachtet, daß man sogar einen gemeinsamen Begriff für dieses „Sprachtum“ neben dem Schrifttum entbehren konnte und es nicht als ein eigenes Bereich geistigen Lebens und Wirkens wertete. Daß eine „Rede“ keine „Schreibe“ sei und sein solle, mag man sich oft genug gesagt haben. Daß aber auch die Dichtung ihre Wirkung durch Wort und Sprache, nicht durch Schrift und Lektüre tun will, ist in den lesenden Jahrhunderten mehr und mehr vergessen worden. Nur für einzelne Gattungen künstlerischer Wortgestaltung hat sich der Unterschied nicht ganz verwischen lassen, den die Bestimmung eines Werkes für den Hörer oder für den Leser, für den Vortrag oder für das Buch bedingt. Da das Drama, wie einst alle Dichtung, noch immer gesprochen und gehört, nicht gelesen wird, gilt es als Mangel, wenn bloße „Buchdramen“ nicht „bühnenfähig“ sind. Und wenn man sich schließlich daran gewöhnt haben mag, auch Dramen zu lesen, so werden sich doch wenigstens Operntexte gegen die Lektüre meistens geradezu sträuben; von Filmtexten, und zwar auch guten Filmtexten ganz zu schweigen. Manche gegenwärtige Erfahrungen werden uns freilich die Verschiedenheit von Schrifttum und „Sprachtum“ wieder spürbarer und bewußter

machen. Die Wirkung und die sprachliche Kraft politischer Reden trifft nur den Hörer unmittelbar, dem Zeitungsleser bleibt sie schattenhaft. Sinn und Wert von Marschliedern und Gemeinschaftsliedern kann niemand richtig ermessen, der sie nur gedruckt liest. Hörspiele und Thingspiele müssen gewiß nicht gut lesbar sein, um gut zu sein. Der Umkreis sprachlicher Wirkungen, die nicht den Umweg über die Schrift und das Buch gehen, erweitert sich heute unverkennbar. Der Hörer tritt wieder in seine Rechte neben dem Leser. Das kann auf unsre Sprache und Dichtung nicht ohne Wirkung bleiben. Es wird aber auch der rückschauenden „Literatur“-Betrachtung neue Fragen aufdrängen und neue Einsichten ermöglichen.

Denn in früheren Zeiten, im Mittelalter, ist „Literatur“ und Dichtung, Schrifttum und „Sprachtum“ in noch viel höherem Maße als heute zweierlei gewesen. Das konnte die „Literatur“-Wissenschaft um so leichter übersehen, weil uns allerdings nur das Schrifttum überliefert ist, weil wir Dichtungen nur kennen, sofern sie zu „Literatur“ geworden sind. Dafür aber gab es in der Frühzeit des christlichen Abendlandes eine feste, schwer zu durchbrechende Schranke, die den größten, besten Teil des lebendigen künstlerischen Sprachguts von der Literatur ausschloß. Denn die „Literatur“, der Umgang mit Büchern, das Schreiben und Lesen überhaupt war dem geistlichen Stand, dem Klerus und Mönchtum vorbehalten, galt nur als Sache der kirchlichen Bildungsschicht. „Illiteratus“ heißt im Mittelalter nicht im heutigen Sinn: ungebildet, sondern es heißt wirklich: schriftunkundig, schriftlos, und es ist nahezu gleichbedeutend mit dem Begriff „Laie“¹⁾; es

¹⁾ Den Übertritt Graf Bernhards zur Lippe in den Mönchsstand (um 1200) berichtet das *Chronicon Livoniae* Heinrichs (des „Letten“; M. G. Scr. XXIII S. 277) mit den Worten: *religionem discens et litteras*. — *Ordericus Vitalis* VI 8 (ed. Prevost III S. 43) erzählt von zwei Brüdern, von denen der eine *relicta militia religiose vixit et in monachatu litteras didicit*, der andre *usque ad senium militiae inhaesit*; „in Ritters Weis' alt werden“ heißt aber geradezu: nicht lesen lernen, s. Georg Zappert, *Vita b. Petri Acotanti*, 1839, S. 30; *litteris dare* heißt dagegen: jemanden zum geistlichen Stand bestimmen, s. *Chron. Polon.* II 4, M. G. Scr. IX S. 446; vgl. Wilhelm Wattenbach, *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter* II^o S. 5. — In der „Krone“ Heinrichs von dem Türlin v. 2075 heißt es von Lanzelot: der der zweier ampte pflac, daz er ritter und pfaffe was, weil Lanzelot lesen konnte und vorlas. Erst recht ist Lateinkenntnis Kennzeichen des Pfaffen, s. Meier Heimbrecht v. 742: er antwurt mir in der latin, er mac wol ein pfaffe sin.

schließt aber einen hohen Grad menschlicher Bildung keineswegs aus. Es gab daher nur geistliches, klerikales Schrifttum. Da aber jeder, der lesen und schreiben konnte, auch Latein konnte²⁾ — denn das ist die Sprache dieses literarischen Bildungsstandes, und nur am Latein konnte man lesen und schreiben lernen —, so gab es jahrhundertlang nur lateinisches Schrifttum. Es war gleichsam Mißbrauch der Schrift, wenn sie gelegentlich zur Aufzeichnung volkssprachlicher Gebilde diente. Aber darüber darf man nicht vergessen, daß neben diesem lateinisch-kerikalen Schrifttum stets ein starker Strom von Dichtung und Rede in der lebendigen Sprache herlief. Denn die Dichtung ist, im Gegensatz zum Schrifttum, von alters her stets auch die Sache anderer, nicht-geistlicher Stände gewesen; manche Formen und Stoffe der Dichtung blieben sogar stets nur den Laien vorbehalten und dem schriftkundigen Klerus verwehrt. Sie sind infolgedessen nicht aufgezeichnet, uns nicht schriftlich überliefert worden. Aber sie haben durch die Geschlechter hin von Mund zu Mund fortgelebt, ehe sie spät an die „literarische Oberfläche“ auftauchen: Mythen, Sagen, Märchen, Geschichten, Lieder. So spärlich und vereinzelt diese „ungeschriebene Literatur“ in unserer geschichtlichen Überlieferung zutage tritt, so hat sie doch das ganze lateinische Schrifttum nicht nur begleitet, sondern überlebt, kann also gewiß nicht weniger wirksam und bildungsmächtig gewesen sein als das Geschriebene und Gelesene.

Das muß man sich vergegenwärtigen, um die Bedeutung der Frage zu erfassen, die die Literaturforschung bisher kaum gestellt, geschweige denn beantwortet hat: wie, wann und wodurch ist aus dem Sprachwerk des Dichters (und des Predigers!), das vorgelesen und gehört, nicht geschrieben und gelesen wurde, Schrifttum geworden? Wie hat also die Volkssprache mit ihren eigenen Gestaltungen Eingang gefunden in die „Literatur“? Bei den frühen Einzelfällen, denen wir die erste Kenntnis deutscher Sprache und Dichtung verdanken, bei der Aufzeichnung des Hildebrandsliedes, der Zaubersprüche, des Wessobrunner Gebets und dergleichen mag man vom „Zufall“ sprechen, der einen schreibkundigen Kleriker gelegentlich, ohne die Absicht literarischer Verbreitung,

²⁾ Litera kann daher geradezu die „Schriftsprache“, d. h. die lateinische Sprache, literate (oder literaliter, literatorie) loqui kann „lateinisch sprechen“ heißen; Belege bei Ducange, Glossarium s. v. „litera“, „literate“ usw.

zu solchen Übergriffen veranlaßte. Bei der geistlichen Dichtung in deutscher Sprache seit dem Heliand und Otfried mag man von „Missionsliteratur“ sprechen, die sich zwar nicht unmittelbar an „Laien“ wenden konnte, weil sie unter ihnen keine Leser gefunden hätte, die aber schriftkundigen Geistlichen die Unterlage für den wirksamen Vortrag der christlichen Geschichten und Lehren in der Sprache des Volkes bieten sollte. Auch das ist noch nicht im eigentlichen Sinn „Schrifttum für Laien“, es bedarf noch der Vermittlung des Klerikers, der lesen kann, der Geschriebenes in Gesprochenes übersetzen kann. Seit dem 11. Jahrh. aber entsteht ein religiöses, geistliches Schrifttum in deutscher Sprache, das nicht mehr nur als Unterlage für mündliche Belehrung und Unterweisung gemeint, sondern zu schriftlicher Verbreitung, zur Lektüre bestimmt ist, wie vordem nur lateinische Literatur. Im 12. und 13. Jahrh. findet dann auch weltliche Dichtung Aufnahme in das Schrifttum, wird nicht mehr nur vorgetragen und gehört, sondern in Büchern verbreitet und gelesen. Und endlich geht im Jahrhundert der deutschen Mystik auch die religiöse Prosa der Predigten, Traktate und Erlebnisberichte in das deutsche Schrifttum ein; das Wort der Prediger wird zum Lesestoff der Mystiker. Wie ist das alles gekommen? Was hat die Schranke gesprengt, die die Volkssprache und die Volksdichtung vom Schrifttum ausschloß?

Dante, der sich als erster über solche Fragen Gedanken machte, hat sich einmal überlegt, wie es gekommen sein mag, daß seit etwa 150 Jahren volkssprachliche, provenzalische und italienische Liebesdichtung der lateinischen Kunstdichtung an die Seite trat. Er hat darauf eine sehr einfache Antwort gefunden. Der erste, sagt er in der *Vita nuova*³⁾, der in der Volkssprache zu dichten begann, tat das, weil er wollte, daß seine Worte für Frauen verständlich seien, die lateinische Verse nicht gut verstehen. Diese Bemerkung soll sich zwar nur auf die kunstvolle Liebesdichtung beziehen, und nur in ihr will der junge Dante die Volkssprache gelten lassen, eben weil sich diese Dichtung an Frauen wendet.

³⁾ *La vita nuova* c. 25: Lo primo, che cominciò a dire siccome poeta volgare, si mosse però che volle fare intendere le sue parole a donna, alla quale era malagevole d'intendere i versi latini. E questo è contro a coloro che rimano sopra altra materia che amorosa; conciossiacosachè cotal modo di parlare fosse dal principio trovato per dire d'amore.

Aber wie er selbst diese Beschränkung der Volkssprache auf Liebeslyrik später preisgab, so darf auch jene Erklärung eine viel allgemeinere Geltung beanspruchen für die Aufnahme der Volkssprache und ihrer Gebilde in den Bezirk von Literatur und Schrifttum, der früher dem Latein vorbehalten war. Freilich ist es nicht nur die mangelnde Lateinkenntnis der Frauen, die diese Wendung der literarischen Dichtung zur Volkssprache und deren Einbruch in das Schrifttum herbeiführt. Damit vereinigt sich vielmehr eine andere bedeutsame Tatsache: Die Frauen der mittelalterlichen Gesellschaft, auch wenn sie nicht im Kloster leben, verstehen sich größtenteils aufs Lesen wie sonst im allgemeinen nur der Klerus, während die Männer des Laienstandes nur ausnahmsweise lesen konnten. Sie beschränken sich aber nicht wie der klerikale Bildungsstand auf lateinische und geistliche Lektüre; sie eignen sich auch ein Schrifttum in der eigenen Sprache und auch weltliche Dichtungen als Lesestoff an. Für sie entsteht daher ein volkssprachliches Schrifttum.

Daß innerhalb des Laienstandes nur die Frau als Leserin gilt und Bücher als Frauensache, das hat sogar im alten deutschen Recht seinen Niederschlag gefunden. Im Sachsenspiegel⁴⁾ — und ähnlich, davon abgeleitet, dann auch im Deutschen- und Schwabenspiegel — werden unter den Gegenständen der „Gerade“, die einer ausschließlich weiblichen Erbfolge vorbehalten bleiben und niemals an einen männlichen Erben fallen sollen, neben weiblichem Schmuck und weiblicher Kleidung, Toilettegegenständen und allerhand Hausrat, der nur von Frauen gebraucht oder doch von ihnen vorwiegend verwendet und betreut wird (einschließlich des Kleinviehs), auch Bücher genannt, Psalter nämlich und alle Bücher, die zu Gottes Dienste gehören; „die die Frauen zu lesen pflegen“,

⁴⁾ Sachsenspiegel, Landrecht I 24 § 3 (ed. K. A. Eckhardt, M. G. Fontes juris antiqui N. S. I, 1933, S. 35): Unde alliz daz zu der råde hört, daz sint alle schâph unde gense, kesten mit opgehavenen leden, al garn, bedde, pole, kussene, flinlakene, dischiakene, dwêlen, badelakene, beckene, lûchtere, lîn unde alle wîphliche cleydere, vingerlîne unde armgolt, tzapel, saltere unde alle bûke, die zu goddes dienste hôret, [die vrowen pleget to lesene], sedelen unde iaden, teppedhe ummehank unde ruchelaken unde al gebende; diz ist daz zu vrowen råde hôret. Noch ist manger hande cleinôte, daz in hôret, al ne nenne ich is nicht sunderliche, alse borst unde schêre unde spêgele. — Vgl. Deutschenspiegel 29 § 1 (ed. K. A. Eckhardt und A. Hübner ib. III, 1933, S. 102), Schwabenspiegel 26 § 2 (ed. H. G. Gengler 1875² S. 26).

hat ein Bearbeiter des Sachsenspiegels um 1270 hinzugefügt, gewiß nicht einschränkend⁵⁾, sondern diese erbrechtliche Bestimmung erklärend und begründend: die Bücher werden ja doch nur von Frauen gelesen, sollen also von ihnen auch geerbt werden. Dabei nennt der Sachsenspiegel noch um 1220, in der Zeit der Hochblüte der mittelhochdeutschen Dichtung, nur Psalter und Andachtsbücher, andere Bücher überhaupt nicht. Denn religiöses Schrifttum war den Frauen zugänglich geworden, ehe sie weltliche Dichtung lasen, und zumal am Psalter haben sie geradezu lesen gelernt. Das junge Mädchen des mittelalterlichen Adels lernt, auch wenn es nicht ins Kloster geht, die Psalmen lesen, und der Psalter begleitet die Frauen des Laienstandes durchs Leben.⁶⁾ Am Psalter lernen sie nun freilich auch die Anfangsgründe des Lateinischen, und viele adlige Damen haben es darin so weit gebracht wie nur wenige Männer des Laienstandes.⁷⁾ Wie die Gemahlin Ludwigs des Frommen, Kaiserin Judith, belesen genug war, daß ihr Rabanus Maurus seine Kommentare zu Judith und Esther, Walahfrid Strabo seine lateinischen Dichtungen, Bischof Frechulf von Lisieux den zweiten Teil seiner Weltgeschichte widmen konnte⁸⁾, so sind die Frauen der sächsischen Dynastie im 10. Jahrh. alle lateinisch gebildet, mögen sie im Kloster leben oder nicht. Ottos I. Tochter

⁵⁾ In manchen jüngeren Rechtsquellen aus dem Geltungsbereich des Sachsenspiegels werden unter den Gerade-Gegenständen überhaupt „alle Bücher, in denen die Frauen lesen“, genannt; s. Jacob Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer* II⁴, 1899, S. 114, 117.

⁶⁾ Vgl. F. A. Specht, *Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland*, 1885, S. 262 (und Register unter „Psalmen“); Karl Weinhold, *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter* I³, 1897, S. 117f.; W. Wattenbach, *Geschichtsquellen* I⁷ S. 356 Anm. 1; zahlreiche Beispiele psalterlesender Damen aus der französischen Literatur bei Helene Jacobius, *Die Erziehung des Edelfräuleins im alten Frankreich* (16. Beiheft der *Zeitschr. f. roman. Philol.*, 1908), S. 58 Anm. 2 und Fritz Meyer, *Jugenderziehung im MA.* (31. Jahresbericht der Realschule Solingen, 1896) S. 14 Anm. 60. Auch Frau Ute in der Nibelungen Klage (v. 1840) „las an ir salter alle ir tagezit“. 1223 macht Ulrich v. Dachsberg dem Kloster Untersdorf eine Stiftung mit der Bedingung, daß seine Tochter im Kloster unterhalten wird, quoad psalterium discat; *Mon. Boica* 14 S. 145f.

⁷⁾ Vgl. Wattenbach I⁷ S. 356; Weinhold I⁸ S. 125ff.; Charles Jourdain, *L'éducation des femmes au MA.*; *Mémoires de l'Institut de France* XXVIII 1, 1874, S. 89ff.

⁸⁾ Friedrich v. Bezold, *Kaiserin Judith und ihr Dichter Walahfrid Strabo*; *Hist. Zeitschr.* 130, 1924, S. 377ff.; *M. G. Epist.* V S. 319f., 420ff.

Mathilde, die Äbtissin von Quedlinburg, erhält die Zueignung der Sachsengeschichten Widukinds von Corvey; Ottos Nichte Gerberg, die Äbtissin von Gandersheim, liest mit der Dichterin Hrotsvit gemeinsam römische Klassiker; Ottos Mutter Mathilde verlangt in ihrem klösterlichen Witwendasein, daß ihr ganzer Hausstand gleich ihr lesen lernt.⁹⁾ Aber auch Ottos Gemahlin Adelheid, die nicht im Kloster lebt, wird als „litteratissima“ gerühmt¹⁰⁾ und „lectionibus intenta“¹¹⁾ und wechselt Briefe mit dem gelehrten Gerbert von Reims; Ottos Schwester Gerberg, die Gemahlin des französischen Königs Ludwig IV., wird von dem Mönch Adso, der für sie seinen Antichrist-Traktat schrieb, wegen ihres Schrifteifers gelobt¹²⁾, und Ottos Nichte Hadwig, die Herzogin von Schwaben, die sich auf dem Hohentwiel von Ekkehart an Vergil und Ovid Latein lehren läßt, bietet das anschaulichste und bekannteste Bild dieser lateinisch gebildeten Damen der Ottonenzeit. Es hat gewiß auch späterhin nicht an solchen lateinkundigen Frauen unter dem Adel gefehlt. Aber die Psalterkenntnis, auf die sich die meisten Frauen beschränkten, genügte freilich nicht, um auch andere lateinische Schriften ohne weiteres lesen zu können. Von Hildegard von Bingen berichtet ein Zeitgenosse, sie habe zwar nach der Sitte vornehmer Mädchen den Psalter lesen gelernt, aber dadurch doch nicht genügend Latein gekonnt, um die Bibel und andere Schriften zu verstehen.¹³⁾ Ihr Fall ist in mancher Beziehung besonders lehr-

⁹⁾ Widukind III 74 (ed. K. A. Kehr, 1904, S. 125): Domesticos omnes famulos et ancillas variis artibus, litteris quoque instituit; nam et ipsa litteras novit, quas post mortem regis lucide satis didicit; vgl. Vita Mathildis ant. c. 11, M. G. Scr. X S. 579.

¹⁰⁾ Ekkehart, Casus S. Galli c. 144, ed. G. Meyer von Knonau, St. Gallische Geschichtsquellen III, 1877, S. 446.

¹¹⁾ Odilo, Epitaphium Adalheidae c. 20, M. G. Scr. IV S. 644.

¹²⁾ Ernst Sackur, Sibyllinische Texte und Forschungen, 1898, S. 104.

¹³⁾ Alberich von Troisfontaines, Chron. M. G. Scr. XXIII S. 834: Non autem interpretationem verborum textus eorum (scil. veteris et novi testamenti voluminum) nec divisionem sillabarum nec cognitionem casuum aut temporum habebat; solum psalterium legere didicerat more nobilium puellarum a quadam inclusa. — Die Schwester Bischof Burchards von Worms, die er zur Äbtissin machen will, wendet dagegen ein: Tantum psalterio excepto, libros penitus ignoro; M. G. Scr. IV S. 838. — Fast sprichwörtlich läßt Salimbene (M. G. Scr. XXXII S. 240) Hugo von Digne sagen: legisti sicut una mulier legit psalterium, que quando est in fine ignorat et non recordatur quid legerit in principio; sic multi sunt legentes et non intelligentes.

reich. Hildegard versichert selbst mehrfach ausdrücklich, sie sei ohne gelehrte Bildung und der lateinischen Sprache nur sehr unvollkommen mächtig.¹⁴⁾ Zwar muß ihre Kenntnis der lateinischen Sprache und Literatur in Wahrheit größer gewesen sein, als sie selbst zugibt; so groß, daß sie sogar lateinisch predigen konnte.¹⁵⁾ Aber sie verleugnet das, sie setzt ihre literarische Bildung herab, sie will als ungebildete Prophetin gelten. Trotzdem veröffentlicht sie ihre umfangreichen Visionswerke lateinisch und bedient sich dabei geistlicher Helfer. Denn sie unterstellt sich bewußt und rückhaltlos den Forderungen, den Normen, dem Ordo der kirchlich-geistlichen Bildung, in der im Grunde nur die lateinische Kirchensprache gilt.¹⁶⁾ Aber Hildegard erlebt bereits das Wanken und Zerbröckeln dieser alten ständisch-kulturellen Ordnungen; zu ihrer Zeit beginnt die tiefe soziale Umschichtung in Kirche und Gesellschaft, die auch das lateinisch-klerikale Bildungsmonopol bricht. Als sie ihre lateinischen Werke veröffentlichte, konnten sich andere Mitschwestern ihres Ordens bereits in die mystischen Gedanken des deutschen S. Trudperter Hohenedes versenken. Und längst vorher schon zeigen sich deutliche Spuren, daß gerade die Teilnahme der Frauen am literarischen Leben die strenge Geschlossenheit der lateinischen Kirchenbildung auflockert, die Aufnahme der Volkssprache in das Schrifttum und die Verdeutschung der religiösen Literatur befördert.

Schon das berühmte Verbot Karls d. Gr., „winileodos“ aufzuschreiben und schriftlich auszutauschen¹⁷⁾ — mögen damit Liebeslieder, Gemeinschaftslieder oder überhaupt weltliche, volkstümliche Gedichte gemeint sein¹⁸⁾ — steht bezeichnenderweise in einer Verordnung für Frauenklöster, als müßten gerade die Nonnen gewarnt werden, die Schreibkunst nicht zur Aufzeichnung profaner, ungeistlicher, unlateinischer Dichtungen zu mißbrauchen. Viel-

¹⁴⁾ Hans Liebeschütz, Das allegorische Weltbild der hl. Hildegard von Bingen (Studien der Bibliothek Warburg XVI) 1930, S. 2ff., 159ff.

¹⁵⁾ Joseph Greven, Bonner Zeitschr. f. Theologie und Seelsorge II, 1925, S. 38.

¹⁶⁾ Genau so wie sie ausdrücklich die ständische Ordnung dieser kirchlichen Bildungswelt verteidigt, in der im Grunde nur der Adel Zutritt zur Klosterbildung hat; vgl. ihren 116. Brief bei Migne, Patrol. lat. 197 Sp. 337f.

¹⁷⁾ M. G. Capitularia I S. 63 c. 19.

¹⁸⁾ Vgl. H. de Boor, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte III, 1929, Sp. 502ff. mit Literaturhinweisen.

leicht nennt auch Otfried von Weißenburg unter den Anregern seines deutschen Evangelienbuches nicht zufällig neben seinen Klosterbrüdern eine Frau, die veneranda matrona Judith.¹⁹⁾ Die Handschrift des altsächsischen Psalmenkommentars des 10. Jahrh. stammt aus dem alten Frauenstift Gernrode am Harz²⁰⁾, und gerade Psalterübersetzungen und -erklärungen spielen in den Anfängen des volkssprachlichen Schrifttums eine beträchtliche Rolle, weil sie dem weiblichen Erbauungs- und Lesebedürfnis Genüge taten.²¹⁾ Notkers deutschen Psalter, bezeichnenderweise die einzige seiner Übertragungen, die weite Verbreitung fand, hat sich auch die Kaiserin Gisela, die Gemahlin Konrads II. (der selbst nicht lesen konnte!)²²⁾, in St. Gallen abschreiben lassen, wie sie in ihrer umfangreichen Bücherei auch Notkers verschollene deutsche Hiobübertragung besaß.²³⁾ Neben dem Psalter aber treten Bearbeitungen des Hohenliedes und Mariendichtungen in den Mittelpunkt des erwachenden deutschen Schrifttums, und auch diese Werke sind, wenn nicht von Frauen verfaßt, so doch von ihnen vorzugsweise benutzt und gelesen und meist nachweislich geradezu für sie geschaffen worden. Das S. Trudperter Hohelied ist um die Mitte des 12. Jahrh. ganz ausdrücklich für Nonnen geschrieben — wir wissen nicht sicher, ob nicht auch von einer Frau geschrieben, wie ungefähr gleichzeitig das Arnsteiner Marienlied.²⁴⁾ Wenn man das S. Trudperter Hohelied als „das erste Werk der deutschen

¹⁹⁾ Otfrieds Evangelienbuch, hrsg. von O. Erdmann, 2. Aufl. von Edw. Schröder, 1934, S. 5.

²⁰⁾ Gustav Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters I, 1918, S. 262.

²¹⁾ Weinhold I³ S. 118.

²²⁾ Wipo, Gesta Chuonradi c. 6 (3. ed. H. Bresslau, 1915, S. 28): Quamquam litteras ignoraret . . . ; Novaleser Chronik, M. G. Scr. VII S. 127: per omnia litterarum inscius atque idiota.

²³⁾ Ekkehart IV. von St. Gallen, Liber benedictionum ed. Joh. Egli, 1909, Nr. XLIV v. 67; dazu Dümmler, Zeitschr. f. deutsches Altertum 14, 1869, S. 28f.; G. Scherrer, Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibl. von St. Gallen, 1875, S. 9f.; R. Kögel, Gesch. d. deutschen Lit. I 2, 1897, S. 609f.; Ehrismann I S. 436.

²⁴⁾ A. Waag, Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh., 1916², S. 124ff. v. 123, 219; vgl. L. Jörss, Das Arnsteiner Mariengedicht und die Sequenzen des Mittelalters; Diss. Marburg S. 6f. — Vgl. auch die Übersicht über erhaltene deutsche Frauengebete bei Ehrismann II 1, S. 169ff. und die deutschen Eintragungen in Frauen-Breviarien bei A. Schönbach, Zeitschrift f. deutsches Altertum 20, 1876, S. 129ff., 192.

Mystik“ bezeichnet²⁵⁾, dann ist eben schon dieses erste wie alle späteren Werke der deutschen Mystik für Frauen geschaffen und auf die besondere Eigenart weiblicher Frömmigkeit abgestimmt: auf die Hinneigung zur Marienverehrung, auf die Empfänglichkeit für die Gedanken der Seelenbrautschaft, auf die „minnichliche gotes erkennusse“²⁶⁾. Auch die deutschen Marienlieder des Priesters Wernher (von 1172) sind für adlige Frauen gedichtet, sollen von ihnen abgeschrieben und verbreitet werden.²⁷⁾ Die Gedichte des Pfaffen Wernher vom Niederrhein und des sogenannten Wilden Mannes kennen wir nur aus einer Handschrift, die für eine Frau geschrieben wurde.²⁸⁾ Bei manchen anderen deutschen geistlichen Dichtungen des 11. und 12. Jahrh. läßt sich wenigstens vermuten, wenn auch nicht nachweisen, daß sie gleichfalls wenn nicht von Frauen, so doch für Frauen geschaffen sind, für Nonnen oder fromme gebildete Damen, die lesen können und nach religiöser Belehrung und Erbauung verlangen, ohne die Sprache der klerikalischen Literatur zu beherrschen. Meist läßt sich zwar nur unbestimmt sagen, diese Dichtungen und Schriften seien wohl für Laien bestimmt; manchmal muß man hinzusetzen: für Laien, denen nicht alle Lateinkenntnis fehlen durfte — und wer kam dann als Leser überhaupt in Betracht außer den Frauen des Adels und der Nonnenstifte, die in Fragen der Geistesbildung eine Art Mittelstellung einnahmen zwischen dem unliterarischen Laientum und dem lateinkundigen Klerus? Nur ganz vereinzelte Zeugnisse sprechen gegen diese Auffassung. Gerade die einzige Frau, die wir aus dieser Zeit als deutsche Dichterin mit Namen kennen, die Frau Ava, spricht die Leser oder Hörer ihrer neutestamentlichen

²⁵⁾ Ehrismann II 1 S. 31; Hermann Menhardt in seiner neuen Ausgabe, Rheinische Beiträge 22, 1934, S. V.

²⁶⁾ Rhein. Beitr. 22, 1934, S. 286 v. 145, 13.

²⁷⁾ Priester Wernhers Maria, hrsg. von Carl Wesle, 1927, S. 142 v. 3049ff.: Von sant Marien unt von gote wart geheizen und geboten allen frumen wiben, daz si ez abe schriben unt senden ez ze minne in dem umberinge verre unde nahen; vgl. S. 8 v. 139ff.: er habe deutsch gedichtet, „daz si ez alle musen lesen, die gotes kint wellen wesen, unt ouch mugen schowen phaffen, laien, frouwen“ (in anderer Überlieferung: die laigen unt die frowen). Da der Besitz der Lieder Heilkraft bei Schwangerschaft bewahren soll (S. 139 v. 2505 ff.), können jedenfalls nicht nur Klosterfrauen gemeint sein. Vgl. aber auch S. 10 v. 182ff.

²⁸⁾ Wilhelm Grimm, Wernher vom Niederrhein, 1839, S. V; Karl Köhn, Die Gedichte des Wilden Mannes und Wernhers vom Niederrhein (Schriften zur german. Philol. VI), 1891.

Dichtungen einmal mit „lieben mine herren“ an²⁹⁾, dichtet also jedenfalls nicht ausdrücklich und ausschließlich für Frauen. Ebenso wendet sich die Exodusdichtung aus der gleichen Zeit (um 1120) einmal an „mine herren“.³⁰⁾ Man wird gewiß nicht sagen dürfen, daß es neben der eigenartigen Sonderstellung der weiblichen Leserschaft nicht auch andere Gründe gab, deutsch statt lateinisch zu schreiben und zu dichten. Die stärkste, entscheidende Triebfeder aber für die Auflösung der Normen, die die Sprache des Volkes aus dem Schrifttum verbannten, liegt offenbar in der Tatsache, daß die Frauen die Bildungsgrenze zwischen Klerus und Laientum überschneiden und verwischen und dadurch die strenge Scheidung zwischen lateinischem Schrifttum und nicht-schriftfähigem „Sprachtum“ beseitigen.

Die Bedeutung und Tragweite solcher Beobachtungen muß sich aber erst an der Frage erweisen, ob auch der Eingang weltlicher Dichtungen in das Schrifttum in der Zeit der höfischen Kulturblüte um 1200 aus den gleichen Verhältnissen erklärlich wird. Dabei braucht hier kaum betont zu werden, wie stark die höfische Dichtung der Stauferzeit in ihrem Wesen, ihrem Gehalt und ihrer Funktion durch die gesellschaftliche und erotische Stellung der Frau ihr Gepräge erhält. Daß aber die weltliche Dichtung, Aventure, Liebesroman und Minnelyrik gesellschaftsfähig, hoffähig wurde, dieser Vorgang mit allen seinen Auswirkungen ist nicht das einzige, was sie von der volkssprachlichen Dichtung früherer Zeiten unterscheidet. Sie ist außerdem zum Glück auch buchfähig, „literarisch“ geworden, sie ist zu Schrifttum geworden; sonst wäre sie uns so wenig, so mangelhaft überliefert und bekannt, wie die deutsche Dichtung aus älterer Zeit, die es immer gab, die wir aber nicht kennen, weil sie nicht aufgeschrieben wurde — genau so, wie von jeher deutsche Predigten gehalten worden sind, ohne daß vor dem 13. Jahrh., vor der Zeit der deutschen Mystik daraus ein religiöses Prosaschrifttum in der Volkssprache wurde. Der Niederschlag der höfischen Dichtung der Stauferzeit in einem Schrifttum erklärt sich aber noch nicht allein daraus, daß die Dichtung in die Hände anderer Schichten und Stände übergeht.

²⁹⁾ Hrsg. von Piper, *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 19, 1887, S. 150 v. 297.

³⁰⁾ Die altdeutsche Exodus, hrsg. von E. Koßmann (*Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgesch.* 57), 1886, S. 131 v. 2907.

Denn auch die ritterlichen Kreise vom Hochadel bis zur Ministerialität, die nun als Dichter auf den Plan treten, dichten zunächst, wie die Spielleute früherer Zeiten, nicht für eine Leserschaft, sondern für den Vortrag in der Gesellschaft. Auch ihre Werke sind nicht geschaffen, um als Buch in die Hand genommen und gelesen zu werden, sondern sie sollen im Kreise der Standesgenossen „gesungen und gesagt“ und angehört werden, die Lieder der Minnesänger ebenso wie die großen Epen. Ihr künstlerischer Sinn hätte sich erfüllen können, ohne daß sie zu Papier, aufs Pergament gebracht wurden. Wenn gleichwohl die höfischen Dichter ihre Werke niederschrieben oder diktieren und als Bücher verbreiteten, so mag dabei das hohe Bewußtsein vom einmaligen und bleibenden Werte ihrer Gestaltungen mitgewirkt haben — obgleich es fast nirgends zum Ausdruck kommt —³¹⁾ und ebenso der Wunsch, diese Dichtungen möchten erhalten bleiben und von Anderen auf Grund dieser Niederschrift in unveränderter Gestalt wieder vortragen werden. Aber auch das kann nicht der zureichende Grund für die Aufnahme dieser Dichtung ins Schrifttum, ins Buch sein. Denn in den ritterlichen Kreisen der Stauferzeit fehlte für die Möglichkeit, sich für den Vortrag eigener oder fremder Dichtungen der schriftlichen Aufzeichnung, des Buches zu bedienen, meist die entscheidende Voraussetzung. Auch die höfischen Dichter am Anfang des 13. Jahrh. können nämlich, wie die adligen und ritterlichen Herren des Mittelalters überhaupt³²⁾, nicht oder nur ausnahmsweise lesen und schreiben. Wenn Hartmann von Aue mehrmals von sich sagt: Ein ritter so geleret was, daz er an den buochen las, swaz er dar an geschriben vant³³⁾, so kann doch diese ausdrückliche Versicherung, daß er lesen könne, auf seine Hörer nur dann nicht lächerlich und einfältig-großsprecherisch gewirkt haben, wenn es eben wirklich die Ausnahme war. Und wenn dagegen Wolfram von Eschenbach, wahrscheinlich im Hinblick auf diese Hartmann-Verse, im Parzival (115, 27) versichert: ine kan

³¹⁾ Konrad Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, 2. Aufl. 1928, S. 30; Karl Viëtor, Die Kunstanschauung der höfischen Epigonen; Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache und Lit. 46, 1922, S. 351, 90f., 112ff.

³²⁾ Vgl. u. S. 142f.; Wattenbach II^o S. 1, 4f.; Köpke-Dümmeler, Kaiser Otto d. Gr., 1876, S. 515 Anm. 6.

³³⁾ Armer Heinrich v. 1f.; ebenso Iwein v. 21ff.

decheinen buochstap, und im Willehalm (2, 19f.) noch einmal erklärt: swaz an den buochen stet geschriben, des bin ich künstelos beliben, so mag man bezweifeln, ob das wörtlich ernst zu nehmen ist oder nur als scherzhafte Bescheidenheitsformel, als „humoristische Übertreibung“ und Absage an die Buchgelehrsamkeit.³⁴⁾ Aber selbst wenn man nicht glauben will, daß Wolfram wirklich nicht lesen konnte, behalten seine Aussagen ihre unverminderte Bedeutung — ähnlich wie die Versicherungen Hildegards von Bingen über ihre Unkenntnis des Lateinischen, die ja auch nicht ganz wahr, wenigstens stark übertrieben sind. Wie sie sich „ungebildet“ gibt und trotzdem lateinische Werke von erstaunlicher Gedankenfülle und Traditionsverbundenheit schreibt, weil es der Ordo der christlich-kirchlichen Bildungswelt so will, so kann Wolfram den Parzival und den Willehalm dichten und doch von sich — selbst wenn es nicht wörtlich wahr sein sollte — mit Nachdruck behaupten, er könne nicht lesen, er verstehe sich nicht auf Bücher, weil das nun wiederum nicht zum ritterlichen Ordo gehört; weil es für einen Ritter und selbst für einen ritterlichen Dichter nicht nur überflüssig, sondern nach Wolframs Empfinden offenbar sogar unpassend und nicht standesgemäß ist, sich mit Lesen und Schreiben und Büchern abzugeben. Der Parzival soll kein „Buch“ sein, niemand soll ihn für ein Buch halten, sagt Wolfram mit einer scherzhaften Drohung³⁵⁾; aber die Sache ist ihm sicherlich ganz ernst. Er hält es nicht mit seiner Würde als Ritter für vereinbar, Bücher zu schreiben und lesen zu können. Denn seine Art ist „schildes ambet“ (Parz. 115, 11), und damit ist es wohl verträglich, ein Dichter zu sein im Dienste der Frauen, nicht aber Schreiber und Leser und Büchermensch. — Es ist paradox

³⁴⁾ Ehrismann II 2, 1927, S. 218; vgl. Ludwig Grimm, Wolfram von Eschenbach und die Zeitgenossen I, Diss. Leipzig 1897, S. 6ff.; S. Singer, Wolframs Willehalm, 1918, S. 4, 7. Hermann Schneider, Heldendichtung Geistlichendichtung Ritterdichtung, 1925, S. 211; wenn Schneider S. 213 sagt: „Lateinbildung ist zunächst bei den Poeten ritterlichen Standes Ausnahme geblieben“, so gilt das eo ipso auch für das Lesen, denn man kann damals schwerlich lesen ohne Latein lernen. Es scheint mir daher ein Widerspruch, wenn Schneider von Wolfram sagt: „lesen konnte er sicherlich“, aber: „Wolfram kann Latein noch weniger als französisch.“

³⁵⁾ Parz. 115, 29ff.: Disiu äventiure vert âne der buoche stiure. ê man si hete für ein buoch, ich waere ê nacket âne tuoeh, sô ich in dem bade saeze, ob ichs questen niht vergaeze.

genug, daß dann gerade der Parzival als Buch, in Handschriften eine so starke Verbreitung gefunden hat wie kaum eine andere mittelhochdeutsche Dichtung.

Wolframs Auffassung von der Entbehrlichkeit literarischer Bildung und Schriftkenntnis für Rittertum und Laienadel findet sich in der Wirklichkeit wie in der Dichtung der Stauferzeit vielfach bestätigt. Selbst Friedrich Barbarossa hat, wie einst Otto d. Gr.³⁶⁾, höchstens in reiferem Alter ein wenig lesen gelernt³⁷⁾; Heinrich der Löwe hat sich wahrscheinlich stets nur vorlesen lassen.³⁸⁾ Der Reichstruchseß Markward von Annweiler, Herzog von Ravenna und Markgraf von Ancona, der nächste Vertraute und politische Testamentsvollstrecker Kaiser Heinrichs VI., konnte sich päpstlichen Unterhändlern gegenüber, die ihn an seine schriftlichen Zusagen erinnerten, darauf berufen, er habe nicht lesen gelernt und wisse also nicht, was das Schriftstück enthält.³⁹⁾ Rudolf von Habsburg konnte ebenso wenig lesen und schreiben⁴⁰⁾

³⁶⁾ Vgl. Widukind II c. 36 (ed. K. A. Kehr S. 81): Post mortem Edidis reginae (946), cum antea nescierit, litteras in tantum didicit, ut pleniter libros legere et intelligere noverit; Vita Mathildis reg. post. c. 15: Post obitum Edith illustris reginae sacras lectiones studiose legebat. Trotzdem ist er auch in späteren Jahren stets auf Übersetzer angewiesen, um lateinische Schriftstücke zu verstehen oder gar sich den Römern verständlich zu machen, vgl. Liutprand, Hist. Ottonis c. 11, ed. J. Becker 1915 S. 167; Flodoard M. G. Scr. III S. 397 und XIII S. 588; Ekkehart, Casus S. Galli c. 130 und 144, ed. Meyer von Konow S. 419, 445f.

³⁷⁾ Rahewin, Gesta Frid. IV 86 (ed. Waitz-v. Simson 1912, S. 344) sagt zwar: Scripturas et antiquorum regum gesta sedule perquiri; aber: Latinam (linguam) melius intelligere potest quam pronuntiare (genau so sagt aber Einhard c. 25 über Karls d. Gr. und Thegan c. 9 über Ludwigs d. Fr. Kenntnis des Griechischen!). Bischof Sicard von Cremona dagegen, der den Kaiser sehr gut kannte, nennt ihn ausdrücklich illitteratus, sed morali experientia doctus (M. G. Scr. XXXI S. 165), und Acerbus Morena, der ihn nicht genug zu loben weiß, schweigt bei der Schilderung Barbarossas über diesen Punkt völlig, während er die Kaiserin Beatrix gleich darauf litterata und Rainald von Dassel sogar optime litteratus nennt; M. G. Scr. N. S. VII, 1930, S. 167f.

³⁸⁾ Propst Gerhard von Stederburg, M. G. Scr. XVI S. 230: antiqua scripta cronicorum sollicito colligi precepit et conscribi et coram recitari, et in hac occupatione saepe totam noctem duxit insomnem.

³⁹⁾ Gesta Innocentii III c. 9, Migne, Patrol. lat. 214 Sp. XXIII: Respondit se non didicisse scripturam ideoque quid notarius eius scripserit ignorare.

⁴⁰⁾ Vgl. Oswald Redlich, Rudolf von Habsburg, 1903, S. 732 mit Hinweisen auf andere Fälle. — Der in den M. G. Leges II S. 384ff. gedruckte und dort auf Rudolf v. Habsburg bezogene Krönungssordo mit der Bestimmung (S. 386): die liturgischen Formeln sollen ins Deutsche übersetzt werden,

wie sein hohenzollernscher Helfer, der Burggraf Friedrich von Nürnberg⁴¹⁾, und noch Ludwig der Baier erklärt von sich, als Ritter verstehe er sich nicht auf die Geheimnisse der Schrift.⁴²⁾ Wenn andere Fürsten lesen und schreiben — und das heißt immer zugleich: Latein konnten⁴³⁾, so fanden das die Zeitgenossen selbst bei Herrschern bemerkenswert⁴⁴⁾; unter dem übrigen Laienadel war es erst recht die Ausnahme.⁴⁵⁾

Auch in den zahlreichen Darstellungen und Lehrbüchern der ritterlichen Tugenden und Künste aus der Blütezeit höfischer Dichtung findet sich aber fast nirgends ein Hinweis darauf, ein

quia rex tanquam illiteratus et laicus premissas interrogationes et earum responsiones in latino non intelligit, ist in der vorliegenden Form (wie mir P. E. Schramm bestätigte) nicht für die Krönung Rudolfs, sondern Heinrichs VII. bestimmt; s. J. E. Kopp, *Gesch. der eidgenöss. Bünde I*, 1845, S. 26.

⁴¹⁾ Böhmer-Redlich, *Regesta Imperii VI 1*, 1898, S. 53 n. 172: Burggraf Friedrich (wie auch der Graf von Sain) kann nec litteras nec linguam latinam; vgl. S. 269 zu n. 1062.

⁴²⁾ Vatikanische Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs d. Bayern, 1891, S. 639: sicut miles scripturarum et litterarum subtilitatum ignari (sumus).

⁴³⁾ Unter den deutschen Herrschern sind stets die ersten Vertreter einer neuen Dynastie, die noch nicht für den Thron erzogen waren, „Illitteraten“; die Herrschersöhne dagegen wurden für ihr künftiges Amt stets auch literarisch gebildet. Von Friedrich I. sagt Otto von S. Blasien, *Chron.* c. 21 (ed. A. Hofmeister 1912 S. 30): *Liberos suos omnes litteris adprime erudiri faciens.*

⁴⁴⁾ Giraldus Cambrensis, *De principis instructione* (Opera VIII, ed. G. F. Warner, 1891, S. 7; geschrieben um 1217) über den ältesten Sohn König Philipps II. von Frankreich: *Litteris et literalibus studiis affatim est a teneris annis imbutus, quae virtus quidem, quanto in principibus est hodie rarior, tanto ubi affuerit longe pretiosior et praeclarior.* — Vgl. auch Paul Kirn, *Die mittelalterliche Staatsverwaltung als geistesgeschichtliches Problem*; *Hist. Vierteljahrsschr.* 27, 1932, S. 532ff. und vor allem Georg Zappert, *Maximilians I. Gesprächbüchlein*; *S.-B. Wien* 28, 1858, S. 201ff., der sehr zahlreiche Zeugnisse zusammenstellt.

⁴⁵⁾ Wipo, *Tetralogus v. 199f.* (Werke ed. H. Bresslau, 1915, S. 81): *Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur, ut doceant aliquem nisi clericus accipiat.* — Walter Map, *De nugis curialium I 10* (Ende 12. Jahrh., ed. M. R. James, 1914, S. 7): *Generosi partium nostrarum (Englands) aut dedignantur aut pigri sunt applicare litteris liberos suos.* — Noch Petrus von Andlau, *De imperio Romano II 11* (um 1460; ed. J. Hürbin, *Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., germ. Abtlg.* 13, 1892, S. 192): *Id moris apud eos (den Deutschen) irrepsit, ut dedecori habendum sit nobilium filios scientia et virtutum exercitio imbui . . . et mox postquam literarum apices vix ruditer depingere sciant, illico puerulos ad canes et equos alendum applicare solent, quasi si diutius literarum insisterent studio, aliquam turpem inde notam contraherent.*

Ritter sollte lesen und schreiben können. Erst als die ritterliche Haltung, wie sie die Dichtung um 1200 darstellt und voraussetzt, seit der Jahrhundertmitte ihre ursprüngliche Spannkraft und Geschlossenheit verliert, wird gelegentlich unter den ritterlichen Fähigkeiten auch das Schreiben- und Lesen-Können gerühmt. In Deutschland⁴⁶⁾ hat wohl zuerst (kurz vor 1270) Konrad von Würzburg, der das Rittertum schon aus bürgerlicher Perspektive sieht, in seinem Engelhard (v. 747 ff.) unter den Künsten, mit denen sich seine Helden bei Hofe beliebt machen, auch das Lesen und Schreiben erwähnt. Sehr charakteristisch läßt der Schulmeister Heinrich Michael um 1277 in seiner verdeutschten Legende des hl. Eckenbert dessen Erzieher, den Abt von Limburg, sagen: Wer da ritter werden wil, dem kan es geschaden auch nicht viel, daß er lernet die bücher lesen; wil er aber geistlichen wesen, so hilft es ihm ein michel teil.⁴⁷⁾ Später heißt es im Friedrich von Schwaben (v. 18 ff.) von den Herzogssöhnen: zû schül waren sy gewesen, sy kunden schryben unde lesen, darzû turnieren unde stechen usw. Aber das kennzeichnet bereits den Verfall ritterlicher Haltung und höfischer Lebensform. Wie anders es vorher war, bezeugt vielleicht am deutlichsten ein Mann, der sein ritterliches Leben ungefähr in der Zeit von Wolframs Tod begann und, als Konrad von Würzburg zu dichten anfang, starb: Ulrich von Lichtenstein. Dieser merkwürdige Herr hat ja von Jugend auf nur das eine Ziel bis zur Verstiegenheit verfolgt, sich in allen Formen des ritterlichen Lebens und Dichtens vollkommen auszubilden. Was irgend nach seiner Meinung zum Wesen ritterlich-höfischer Haltung gehörte und erlernbar war, was irgend die höfische Gesellschaft und vor allem die Damen dieser Gesellschaft von einem ritterlichen Sänger erwarten und verlangen konnten, das hat er gewiß nicht versäumt zu lernen — aber lesen und schreiben hat er nicht gelernt. Bei ihm wissen wir das nicht nur aus seinen eigenen Behauptungen, die sich

⁴⁶⁾ Einzelne Zeugnisse aus französischen Epen bei Otto Müller, Die täglichen Lebensgewohnheiten in den altfranzösischen Artusromanen; Diss. Marburg 1889, S. 52, 55.

⁴⁷⁾ A. Kaufmann, Monatsschrift f. d. Gesch. Westdeutschlands IV, 1878, S. 28; Heinr. Boos, Monumenta Wormatiensia (Quellen zur Gesch. d. Stadt Worms III, 1893) S. 130; in der lateinischen Legende heißt es: dicebat literarum peritiam nemini militaturo obesse, seculum relicturno plurimum prodesse.

anzweifeln ließen wie bei Wolfram, sondern aus der getreuen Darstellung seines ritterlichen Treibens in seiner Selbstbiographie, dem Frauendienst. Wenn er von seiner Dame einen Brief erhält, ist er stets auf seinen Schreiber angewiesen, um ihn sich vorlesen zu lassen. Als er einmal seinen Schreiber nicht bei sich hat, ist er völlig hilflos, trägt den Brief seiner Dame am Herzen mit sich herum, legt ihn nachts unters Kopfkissen und malt sich aus, was er Schönes enthalten mag — aber lesen kann er ihn nicht. Erst als nach zehn Tagen sein Schreiber zurückkehrt und ihn vorliest, erfährt er den Inhalt: eine höhnische Absage in zehn kurzen Versen!⁴⁸⁾ Solche Szenen zeigen ganz untrüglich, daß Ulrich wirklich keinen Buchstaben lesen kann, so sehr er es darauf anlegt, ein ritterlicher Dichter *comme il faut* zu sein. Die Frauen dagegen, mit denen er solche Briefe und Gedichte austauscht, können sämtlich ohne Hilfe eines Schreibers lesen⁴⁹⁾ und auch selbst ihre Antwort schreiben.⁵⁰⁾ Während Ulrich von sich selbst niemals sagt, er habe etwas gelesen, sondern stets: es wurde ihm gelesen, vorgelesen⁵¹⁾, lassen seine Freundinnen die Überbringer seiner Botschaften stets warten, bis sie in ihrem Kämmerlein den Brief gelesen und die Antwort geschrieben haben. Auch das ist nun aber durchaus naturgetreu und bezeichnend für die höfische Gesellschaft überhaupt.

Denn anders als die Ritter und Fürsten und selbst die Dichter dieser Zeit können die Frauen der höfischen Gesellschaft anscheinend alle lesen; von ihnen erwartet man jedenfalls und setzt voraus, daß sie lesen können; es gehört sich für eine Dame.⁵²⁾ Von

⁴⁸⁾ Ulrich von Lichtenstein, hrsg. von Karl Lachmann, 1841, S. 60.

⁴⁹⁾ S. 20, 22; 31, 29; 44, 6; 59, 13; 99, 23; 154, 27; 321, 23; 323, 8; 382, 9; 394, 8ff.; 395, 14.

⁵⁰⁾ S. 28, 30; 31, 30; 100, 24 u. ö. — Beispiele von Damen, die Briefe selbst lesen und schreiben, aus der französischen Literatur bei Helene Jacobius (s. o. Anm. 6) S. 59 Anm. 1.

⁵¹⁾ 32, 21; 61, 4; 101, 23; 195, 22; 231, 24; 233, 1. Entsprechende Belege aus anderen Dichtungen bei Georg Zappert, S.-B. Wien 28, 1858, S. 202ff., 213ff.; Otto Müller, Die täglichen Lebensgewohnheiten in den altfranzösischen Artusromanen, Diss. Marburg 1889 S. 57f. Anm. 370 und 377; Fritz Meyer (s. o. Anm. 6) S. 9f. Anm. 38.

⁵²⁾ Vgl. Eduard Wechssler, Das Kulturproblem des Minnesangs I, 1909, S. 74ff. — Vincentius von Prag (M. G. Scr. XVII S. 664) nennt die böhmische Königin Jutta, die Tochter Landgraf Ludwigs von Thüringen, *litteris et latino optime eruditam eloquio, quod maxime domizellarum nobilium exornat decorem*.

Isolde bemerkt Gottfried mehrfach ausdrücklich: sie konnte schreiben und lesen; sie konnte auch Latein; ein Pfaffe hat sie als Mädchen „beidiu buoch und seitspil“ gelehrt.⁵³⁾ Zwar ist auch Tristan in seiner Jugend in „der buoche lere“ unterrichtet worden⁵⁴⁾, auch er schreibt und liest zu Isoldes Kurzweil⁵⁵⁾; aber Gottfried betont nachdrücklich genug, daß das für den angehenden Ritter ein sorgenvoller Zwang war, „der maneger jugent schaden tuot“⁵⁶⁾, während bei Isolde diese Fähigkeiten durchaus zur Vollkommenheit höfischer Frauenbildung gehören. Nicht den Rittern, sondern ausdrücklich den Frauen, vor allem den jungen Mädchen empfiehlt Gottfried (8008 ff. = 202, 12 ff.), „moraliteit daz süeze“ zu lesen, das heißt Bücher und Dichtungen, aus denen die Lebensformen der höfischen Gesellschaft zu lernen sind. Der Tristan-Fortsetzer Ulrich von Türlin schließt sein Werk (v. 3655 ff.) mit der Bitte: Swelhe frouwen an disem buoche lesen, die suln mir wünschen heiles unt danken mir. Ähnliche Wendungen, die zeigen, daß der Dichter an Frauen als Leserinnen denkt, kehren als Abschluß höfischer Epen mehrfach wieder.⁵⁷⁾ Auch Heinrich von dem Türlin schließt seine „Krone“ (v. 29 998 ff.) mit der Bitte um die Huld der Frauen, für die er gedichtet hat. Und sogar der Parzival, das gedankenschwerste Werk dieser Zeit, endet mit den Versen: Ist das durh ein wip geschehn — einer Frau zuliebe gedichtet — diu muoz mir süezer worte jehn. Das ist weder eine bloße galante Schlußwendung⁵⁸⁾, noch eine bloße poetische Fiktion. Schon mitten

⁵³⁾ Gottfrieds Tristan, hrsg. von Friedrich Ranke, 1930, v. 7697, 7727, 7986, 8055, 8141. Den Tristanzitate füge ich die alte Zählung der Ausgabe von Maßmann (1843) bei, nach der die Stellen auch in der Ausgabe von K. Marold (1912) zu finden sind: 194, 23; 195, 13; 201, 32; 203, 21; 205, 27.— 8139 = 205, 25 heißt es, sie konnte brieve und schanzune tihten; auch Ulrich von Lichtenstein (9, 17) ist aber in seiner Jugend gelehrt worden an prieveu tihten süeziu wort.

⁵⁴⁾ 2065 = 53,25; 2085 = 54, 5; 2090 = 54, 10.

⁵⁵⁾ 19189 = 481, 35; 16281 = 409, 7. — Übrigens können auch im Parzival manche Ritter schreiben: Gahmuret (55, 18 ff.), Gawan (645, 1 ff.), Trevrizent (462, 11) mit der ausdrücklichen Bemerkung: doch (= obwohl) ich ein leie waere, der waren buoche maere kund ich lesen unde schriben. — Im französischen Perceval (ed. Ch. Potvin IV, 1870, v. 33957) heißt es ausdrücklich: Pierchevaus ne savoit lire; doch s. v. 40268 f. Vgl. auch G. Zappert S. 212 ff.

⁵⁶⁾ 2081 = 54, 1.

⁵⁷⁾ Vgl. Käthe Iwand, Die Schlüsse der mittelhochdeutschen Epen; Germanische Studien, hrsg. von E. Ebering 16, 1922.

⁵⁸⁾ Karl Viëtor (s. o. Anm. 31) S. 90.

in seinem Gedicht (v. 337, 1ff.) ruft Wolfram einmal jedes verständige, getreue Weib, „diu diz maere geschriben siht“, als Zeugen an, daß er die Wahrheit über die Frauen spreche. Auch ihm steht also, unabsichtlich und trotz seines Widerstrebens, sich sein Werk als Buch zu denken, das Bild der lesenden Frauen vor Augen, denen andere ihre Dichtungen ausdrücklich als Lektüre zudenken, wie vor allem auch Ulrich von Lichtenstein, der den „Frauendienst“ mit den Worten beschließt: Ditz buoch sol guoter wibe sîn, und seinem kleinen Spätwerk, dem „Frauenbuch“ von 1257, den Wunsch mit auf den Weg gibt: Die frowen sûln ez gerne lesen.⁵⁹⁾

Aber schon in den ersten Anfängen der höfischen Dichtung läßt sich dasselbe beobachten. Heinrich von Veldeke hat sein erstes Werk, die Servatius-Legende, „das erste deutsche Gedicht in der neuen regelrechten Form“, auf Wunsch der Gräfin Agnes von Looz gedichtet, der Frau seines Dienstherrn⁶⁰⁾ — derselben, die vielleicht auch den Tristandichter Eilhart von Oberg zu seinem Werk angeregt und gefördert hat.⁶¹⁾ Bezeichnender noch ist es, daß Veldeke sein zweites Werk, die Aeneas-Dichtung, noch bevor sie zu Ende geführt und vortragsreif war, ebenfalls einer Frau anvertraute, der Gräfin Margarete von Cleve, die die Handschrift „lesen und schauen“ sollte (13 446), noch ehe die Dichtung in der Öffentlichkeit zum Vortrag kam. Dabei ist ihr dann bekanntlich das Mißgeschick zugestoßen, daß die Handschrift, die sie einer ihrer Hofdamen (vielleicht auch zum Lesen) übergeben hatte, im Trubel ihrer Hochzeit mit dem Thüringer Landgrafen verloren ging, entwendet und nach Thüringen mitgenommen wurde; und erst neun Jahre später, als Veldeke selbst nach Thüringen kam,

⁵⁹⁾ Lachmann S. 593, 11 und 660, 28.

⁶⁰⁾ Vgl. Friedrich Wilhelm, Sanct Servatius, 1910, S. XXXII; Eneide hrsg. von Behagel 1882, S. CLXIXff.

⁶¹⁾ Eilhart von Oberg, Tristrant, hrsg. von Kurt Wagner I (Rheinische Beiträge 5, 1924), Einleitung S. 15ff.; Hans Naumann, Ritterliche Standeskultur um 1200, Deutsche Vierteljahrsschrift, Buchreihe 17, 1929, S. 62. Früher hielt man Heinrichs d. Löwen Gemahlin Mathilde für Eilharts Auftraggeberin. Die älteste überlieferte Handschrift des Tristrant ist am Ende des 12. Jahrh. im Kanonissenstift Obermünster bei Regensburg geschrieben, „dessen Chorfrauen außer dem Abschreiben im Lohn auch die Erziehung der Töchter des wohlhabenden Adels als Gelderwerb betrieben“; s. Kurt Wagner a. a. O. S. 23ff.

konnte dem Dichter sein unvollendetes Werk wieder zugestellt werden, an dem inzwischen fremde Hände herumgearbeitet hatten. Es ist lehrreich, dieses Schicksal der Veldeke-Handschrift mit dem ähnlichen Mißgeschick zu vergleichen, über das sich wenig später der Zisterziensermönch Caesarius von Heisterbach beklagt.⁶²⁾ Auch er hat nämlich seine Manuskripte, ehe er die letzte Hand daran gelegt hatte, zum Lesen ausgeliehen, auch sie sind Frauen, in diesem Fall Klosterfrauen, in die Hände gefallen und von ihnen abgeschrieben worden; und als der Verfasser dann sein Werk in dieser Gestalt wieder zu Gesicht bekam, war er entsetzt, wie entstellt es war, und beschloß, künftig nur noch autorisierte Abschriften der Öffentlichkeit zu übergeben. Solche Vorfälle haben sich später noch oft ganz ähnlich wiederholt. Vor allem Meister Eckhart⁶³⁾ und Seuse⁶⁴⁾ haben sich durch ihre weibliche Leserschaft zu ganz ähnlichen Beschwerden veranlaßt gesehen. Das ist nicht nur zu beachten bei der Beurteilung unserer Überlieferung, vor allem der Überlieferung unserer Mystiker-Texte, die wir größtenteils den Nachschriften und Abschriften von Frauen und Nonnen verdanken. Sondern dabei verrät sich auch besonders sichtbar die außerordentliche Bereitschaft, fast darf man sagen: der Übereifer der Frauen dieser Zeit für das Lesen und Schreiben, für die Bücher. Unter den Laien sind sie es tatsächlich fast allein, die diese Künste beherrschen, die wenigstens einen literarischen, nicht nur praktischen Gebrauch davon machen, die Dichtwerke lesen können und wollen, auch die Zeit dazu haben und Geschmack daran finden, sich geradezu auf alles Geschriebene und Lesbare stürzen und mehr als einmal die Dichter dadurch sozusagen aus dem Konzept gebracht haben mögen — denn konzipiert, gemeint waren diese Dichtungen zunächst zum Vortrag, nicht zum Lesen. Noch später, um 1300, klagt der Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg im Renner (v. 2169iff.), daß gerade die Frauen seiner Zeit über die Literaturhelden mit ihren Kämpfen und Leiden im Dienst der Minne mehr jammern und weinen als

⁶²⁾ Vgl. Anton Emil Schönbach, Studien zur Erzählliteratur des Mittelalters IV; S.-B. Wien, phil.-hist. Kl. 144, IX, 1902, S. 5f.

⁶³⁾ Rechtfertigungsschrift, hrsg. von A. Daniels (Beitr. z. Gesch. d. Philos. d. MA. XXIII 5, 1923) S. 12.

⁶⁴⁾ Heinrich Seuse, Deutsche Schriften, hrsg. von Karl Bihlmeyer, 1907, S. 4.

über die Wunden des Herrn. Und in den wenigen Fällen, wo uns die Dichtungen des 13. Jahrh. einmal jemanden beim Lesen von Büchern darstellen, sind es fast ausnahmslos Frauen: im Wigalois (v. 2710) die Magd und Gesellschafterin der Königstochter von Persia, die ihrer Herrin aus der Eneide vorliest, im Iwein (v. 6455) ein Mädchen, das ein französisches Buch liest.⁶⁵⁾ Alle diese Zeugnisse und Beobachtungen weisen darauf hin, daß in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, Frauen die Leserinnen der höfischen Dichtung sind, daß durch sie und für sie die volkssprachliche Dichtung in das Schrifttum aufgenommen worden, zur „Literatur“ geworden ist.

Das wird auch nicht durch die Tatsache widerlegt, daß so viele Dichtungen dieser Zeit fürstliche Herren als Gönner, Auftraggeber und Anreger nennen. Fürsten und große Herren haben gewiß an ihren Höfen die Dichter und Sänger beherbergt und zu Worte kommen lassen. Sie haben ihnen die Mittel zur Verfügung gestellt, um sich die literarischen Quellen und das kostbare Pergament beschaffen und ihren Unterhalt finden zu können, und sie haben dafür den Dank der Dichter geerntet. Oft genug aber treten neben diesen Gönnern und Förderern ihre Frauen hervor als die, von denen die geistig-literarische Anregung und Nachfrage eigentlich ausgeht.⁶⁶⁾ Schon der Pfaffe Konrad preist den Baiernherzog

⁶⁵⁾ Mehrere Beispiele von Romane und Epen lesenden oder vorlesenden Damen aus der französischen Literatur des 12.—14. Jahrh. bei Ch. Jourdain (s. Anmerk. 7) S. 113 ff.; H. Jacobius S. 58 Anm. 3 und 4; Fr. Meyer S. 14 Anm. 61; Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger I², 1889, S. 160 Anm. 4.

⁶⁶⁾ Da ich mich auf Zeugnisse aus dem deutschen Schrifttum beschränkt habe, sei hier nur kurz auf einige entsprechende Belege aus der französischen Literatur hingewiesen: die „Wunderfahrten des hl. Brendan“ sowie das Tier- und Steinbuch Philipps von Thaon sind für Adelheid von Löwen geschrieben, die 1121 Heinrich I. von England heiratete; Geoffroi Gaimar hat um 1150 die „Estoire des Engles“, die erste anglo-normannische Reimchronik, auf Bitten der Constance, Gattin des Barons Ralph Fitz Gilbert, geschrieben; Wace seinen „Roman de Brut“ (1155) und Benoît de S. More seinen „Roman de Troie“ (1165) der berühmten Eleonore, damals Königin von England, vorher Königin von Frankreich, gewidmet; deren Tochter, die Gräfin Marie von Champagne, wird von Chrestien von Troyes im „Lancelot“ gefeiert, weil er ihr „matiere et san“, Stoff und Geist seiner Dichtung verdankt; Eleonores andere Tochter Aélis ist die Gräfin von Blois, an deren Hof Gautier von Arras lebt, der in der Widmung zu seinem „Eracles“ neben Graf Balduin von Hennegau auch dessen Gemahlin Marie nennt und seinen

Heinrich als seinen hohen Gönner, der ihn mit der Verdeutschung des Rolandsliedes beauftragt und ihm die französische Vorlage dazu verschafft hat — aber auf Wunsch seiner Gemahlin: des gerte di edele herzoginne.⁶⁷⁾ Reinbot von Durne hat seinen Heiligen Georg im Auftrag des bairischen Herzogspaares gedichtet und sich dabei, wie er versichert (v. 49 ff.), dem Wunsch der Herzogin gefügt und auf unwahre dichterische Ausschmückung der Legende verzichtet; auch hier gibt also ihr literarischer Geschmack den Ausschlag. Der Reichsschenk Konrad von Winterstetten beauftragte nicht nur Ulrich von Türheim mit der Tristandichtung, die wie gesagt auf Leserinnen rechnet, sondern ließ sich auch von Rudolf von Ems den Willehalm dichten — ze dienste siner vrouwen (v. 15655).⁶⁸⁾ Die großen Herren dieser Zeit haben es sich etwas kosten lassen, die Wünsche ihrer Damen nach Dichtungen und Lesestoff zu erfüllen: so dürfte das Verhältnis des Fürstentums zur mittelhochdeutschen Literatur richtiger zu kennzeichnen sein als mit dem antiken Begriff des Mäzenatentums.

Es bedarf noch genauerer Untersuchung, wie im einzelnen die Stil- und Formwandlungen in der Epigonen- und Verfallszeit der höfischen Dichtung — bis zur Umschmelzung der Epenstoffe in Prosaromane — dadurch bedingt und mitbestimmt sind,

anderen Roman „Ille und Galeron“ für Beatrix von Burgund, die Gattin Barbarossas, dichtet; vor 1167 schreibt Marie de France ihre Lais, um 1185 das „Espurgatoire de S. Patrice“; bald darauf schreibt Gautier von Coincy für die adligen Nonnen von Soissons seine Mariendichtungen usw. Die beherrschende Bedeutung der Frau für die Entfaltung des französischen Schrifttums tritt schon in diesen wenigen bekannten Tatsachen hervor, wird sich aber bei eingehenderer Untersuchung wahrscheinlich vielfältig bestätigen.

⁶⁷⁾ Rolandslied v. 9024. — Gegen die bisher unter Germanisten vorherrschende Meinung (so noch Ehrismann II 1, 1922, S. 258 und J. Schwietering, Die deutsche Dichtung des MA., in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft, 1932, S. 99), der Herzog sei Heinrich d. Stolze und seine Gemahlin Gertrud, die Tochter Kaiser Lothars, hat Martin Lintzel (Zeitschr. f. deutsche Philol. 51, 1926, S. 13 ff.) die schon von W. Grimm, Maßmann und Giesebrecht vertretene Ansicht überzeugend begründet, daß nur Heinrich der Löwe und Mathilde, die Tochter Heinrichs II. von England, gemeint sein können. Der letzte Herausgeber des Rolandsliedes, Carl Wesle (Rhein. Beitr. 15, 1928, S. XI f.) und Hans Naumann (a. a. O. S. 57 f.) schließen sich dem an.

⁶⁸⁾ Weitere Hinweise bei Julius Schwietering, Die Demutsformel mittelhochdeutscher Dichter; Abhandl. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N. S. XVII 3, 1921, S. 21 f.

daß aus dem Sprach- und Vortragswerk der Dichter ein Schrifttum, ein Lesestoff für eine vorwiegend weibliche Leserschaft wurde.⁶⁹⁾ Vor allem ist dabei aber zu beachten, wie seit der Mitte des 13. Jahrh. die höfisch-ritterliche Romanliteratur zurückgedrängt und gleichsam überflutet wird durch eine neue starke Welle religiösen, erbaulichen und belehrenden Schrifttums in der Volkssprache, das teils die Kunstmittel der höfischen Dichtung benutzt und geistlichen Stoffen dienstbar macht, teils aber auf alle Kunstmittel verzichtend zum erstenmal die ungebundene Sprache, die deutsche Prosa unmittelbar in die Literatur einführt und zu Lesestoff werden läßt. Wenn man dieses von der Literaturforschung noch wenig beachtete religiöse deutsche Schrifttum⁷⁰⁾, das auf die Glanzzeit der höfischen Dichtung folgt und der Hochblüte der deutschen Mystik am Anfang des 14. Jahrh. vorangeht, auf seine Herkunft und Bestimmung untersucht, so ergibt sich einerseits eine überraschende Wiederholung und Bestätigung unserer Beobachtungen über die entscheidende Bedeutung der weiblichen Leserschaft für die Entstehung eines volkssprachlichen Schrifttums; und andererseits tritt dabei erst die Bedeutung und Tragweite dieser Zusammenhänge für die literarische und geistesgeschichtliche Entwicklung ins rechte Licht. Wie früher die weltliche Dichtung, so werden nun auch Predigten und andere religiöse Äußerungen in der Muttersprache literaturfähig und finden Eingang ins deutsche Schrifttum. Was früher nur lateinisch geschrieben und deutsch nur gesprochen wurde: Predigten und Gebete, religiöse Betrachtungen und theologische Erörterungen, die Darstellung religiöser Erlebnisse und Visionen, und schließlich die Bibel selbst — alles das wird seit der Mitte des 13. Jahrh. ein wesentlicher und in der Blütezeit der deutschen Mystik am Anfang des 14. Jahrh. sogar der wichtigste Bestandteil der deutschen Literatur. Auch hier ist also die Frage zu stellen: Wie ist aus dem gesprochenen Wort des Predigers, das seinen Zweck erfüllt hat, wenn es gehört worden ist, ein religiöses Schrifttum in der Muttersprache geworden, das dazu da ist, gelesen und wiedergelesen zu werden? Wer sind die Leser, die jene religiösen

⁶⁹⁾ Ansätze dazu bei Fritz Karg, Die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jahrh.; Germanisch-Romanische Monatsschrift XI, 1923, S. 321 ff.

⁷⁰⁾ Übersicht bei Ehrismann II 3, 1935, S. 357 ff.

Äußerungen und Betrachtungen, die früher in der Volkssprache nur gesprochen und gehört werden konnten, gelesen aber nur in der lateinischen Schriftsprache, nun deutsch lesen wollten und konnten?

Man hat diese Frage oft mit einem Hinweis auf die religiösen Sekten des 12. und 13. Jahrh. beantworten wollen, auf Katharer und Waldenser, die, angeblich aus den unteren Volksschichten stammend, zu ungebildet gewesen seien, um das religiöse Schrifttum in Latein und die Vulgata selbst zu lesen, aber stärker als das gemeinkatholische Laientum nach religiöser Belehrung und eigener Schriftkenntnis verlangten, sich deshalb die Bibel und andere religiöse Werke übersetzen ließen und damit eine religiöse Literatur in der Volkssprache geschaffen hätten.⁷¹⁾ Aber diese Anschauung ist schlecht begründet. Auch diese Sekten gliedern sich, genau wie die katholische Kirche, in einen „Klerus“ und eine „Laienschaft“; dem engeren Kreis der aktiven Wanderprediger, der „Vollkommenen“, der „Armen“ oder wie sie sich nennen mochten, die sich ganz aus dem Weltleben lösten, den eigentlichen Kern der Sekte bildeten, ihre Lehre verkündeten und ihre Sakramente vollzogen, steht der weitere Kreis der Gemeinden, der „Gläubigen“ gegenüber, die nur das Publikum, die Anhängerschaft dieser häretischen Wanderprediger bildeten. Diese selbst haben sich gewiß volkssprachliche Übersetzungen der heiligen Schrift und einiger anderer religiöser, vor allem patristischer Werke verschafft, weil zwar nicht allen, aber vielen die lateinisch-klerikale Vorbildung fehlte — wie vor allem dem Sektenstifter Waldes selbst. Aber solche volkssprachliche Texte dienen diesen Ketzerpredigern nur als Grundlage ihrer Lehrverkündigung, genau wie die lateinische Literatur dem katholischen Klerus, nicht aber als Lesestoff für die Frommen und Gläubigen, nicht als religiöse Erbauungsliteratur. Denn die Gläubigen und Anhänger dieser Häretiker sind genau so wenig lesefähig und lesewillig wie die Laienschaft der Kirche. Sie hören die Worte ihrer Prediger, aber es liegt ihnen fern, selbst religiöse Schriften und auch die Bibel lesen zu wollen. Es ist denn auch in der Blütezeit dieser Sekten im 12. und 13. Jahrh. durch sie kein religiöses Schrifttum in der Volkssprache entstanden. Was wir

⁷¹⁾ So noch Konrad Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie (Mogk-Festschrift 1924), S. 236ff.

von häretischen Bibelübersetzungen und anderen volkssprachlichen Texten aus dieser Zeit wissen und kennen, diente nur den Predigern zur Ausbildung und Vorbereitung für ihre Predigt, nicht zur Lektüre für die Gläubigen. Eigene Literaturformen sind auf diesem Boden überhaupt nicht gewachsen.⁷²⁾

Wie die Ketzerpredigt, so hat aber auch die Volkspredigt der Bettelorden nicht unmittelbar eine volkssprachliche Erbauungsliteratur hervorgebracht. Denn auch sie wendet sich an Laien, die weder lesen noch schreiben, nur hören. Gewiß hat durch Franziskus und Dominikus und ihre Jünger die Predigt in der Sprache des Volkes eine ganz gewaltige Steigerung erlebt und unerhörte Wirkung getan. Aber ein nennenswertes nicht-lateinisches Schrifttum ist daraus gerade in der Heimat der neuen Orden, in Italien und Südfrankreich, zunächst nicht erwachsen. Daß aber den großen deutschen Franziskanerpredigern, Berthold von Regensburg vor allem und David von Augsburg, und später dann den Dominikanerpredigern der deutschen Mystik die ersten großen Werke religiöser deutscher Prosa zu verdanken sind, die in zahlreichen Handschriften verbreitet wurden, also eine breite Leserschaft fanden, das hat ganz besondere, für uns höchst aufschlußreiche Gründe und Voraussetzungen. Berthold von Regensburg selbst hat seine deutschen Predigten trotz ihrer ungeheuer starken Wirkung nicht in deutscher Sprache niedergeschrieben und veröffentlicht — ebenso wenig wie später Meister Eckhart. Bertholds Volkspredigten sind aber auch von seinen Hörern nicht unmittelbar deutsch aufgezeichnet worden. Nur wenn Berthold nicht öffentlich vor dem Volk, sondern im Kloster — vor Nonnen predigte, sind seine Worte nachgeschrieben, aufbewahrt und wieder gelesen worden!⁷³⁾ Alle anderen Bertholdpredigten aber

⁷²⁾ Vgl. H. Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter; Eberings Historische Studien 267, 1935, S. 442ff. — Im letzten Kapitel dieses Buches habe ich die Entstehung des religiösen Schrifttums in der Volkssprache untersucht; die Ergebnisse versuche ich hier in den allgemeinen Zusammenhang der deutschen Literaturgeschichte einzubeziehen. Für die folgenden Ausführungen verweise ich daher auf dieses Buch, sowie meinen Aufsatz: Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik; Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte XII, 1934, S. 400ff.

⁷³⁾ Außer den 6 von Strobl (Berthold von Regensburg, Deutsche Predigten II, 1880, S. 258ff. n. 66—71) veröffentlichten Klosterpredigten (vgl. A. E. Schönbach, S.-B. d. Akad. Wien 153 IV, 1906, S. 50, 59, 75; 154 I,

sind erst nachträglich aus dem Lateinischen ins Deutsche zurückübersetzt worden. Denn wie andere Prediger vor und nach ihm hat auch Berthold die Predigten, die er deutsch hielt, nur lateinisch aufgeschrieben und veröffentlicht, als Muster und Lehrbuch für andere Prediger, nicht zur Lektüre für die Gläubigen. Er sprach nur deutsch, um gehört zu werden; aber er schrieb nur lateinisch, um gelesen zu werden. Zu deutschem Lesestoff aber sind seine Predigten erst geworden, als später seine lateinischen Aufzeichnungen ins Deutsche zurückübersetzt wurden, wahrscheinlich im letzten Drittel des 13. Jahrh. im Kreise seiner Augsburger Ordensgenossen⁷⁴⁾, und viele Anzeichen weisen mit großer Bestimmtheit darauf hin, daß diese Verdeutschung vorgenommen wurde, um ein erbauliches Schrifttum für die weibliche Leserschaft der Nonnenklöster zu schaffen, zunächst für die von den Franziskanern betreuten Klarissen.⁷⁵⁾ Ganz ähnlich scheint es aber auch mit den

1906, S. 19 u. ö.) vielleicht auch die Predigten des sogenannten St. Georgener Predigers, die deren Herausgeber Karl Rieder als einen „Niederschlag Bertholds deutscher Klosterpredigten“ betrachtet (s. Deutsche Texte des Mittelalters X, 1908, S. XXIff.), von denen manche nachweislich für weibliche Leser bestimmt sind (S. XIX); Teile davon finden sich schon in einer Handschrift aus der Mitte des 13. Jahrh.

⁷⁴⁾ In derselben franziskanischen „Arbeitsgemeinschaft“ in Augsburg, in der um 1274—75 der Deutschenspiegel und dann der Schwabenspiegel entstand, der einiges Gedankengut Davids von Augsburg verwendet und den Bearbeitern der deutschen Predigten Bertholds bekannt gewesen sein muß; vgl. K. A. Eckhardt, Rechtsbücherstudien I; Abhandl. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F. XX2, 1927, S. 135; Alfred Hübner, Vorstudien zur Ausgabe des Buches der Könige; ebenda 3. F. II, 1932, S. 100ff. — A. Hübner verdanke ich den Hinweis (den er selbst in seinem Buch noch nicht verwertet hat), daß A. E. Schönbach, S.-B. Wien 160 VI, 1909, S. 50 auf Grund einer Berichtigung durch O. Holder-Egger im Neuen Archiv 32 S. 582f. seinen Zeitansatz für die Verdeutschung der Bertholdpredigten (S.-B. Wien 153 IV, S. 92ff.: kurz nach 1278/9ff.) preisgegeben und die Möglichkeit zugestanden hat, daß die Predigten noch zu Bertholds Lebzeiten († 1272) verdeutschert worden sein könnten. Aber gerade die von Hübner S. 104ff. dargelegten Beziehungen der deutschen Bertholdpredigten zum Schwabenspiegel und Königebuch scheinen trotzdem die Datierung einiger (und damit vermutlich aller) deutschen Predigten auf die Zeit um 1278 zu bestätigen. Allerdings bedürfen diese Fragen noch sehr eingehender Untersuchung.

⁷⁵⁾ Vgl. A. E. Schönbach a. a. O. 153 IV 190, S. 54ff., 69, 73 u. ö. — In demselben Augsburger Franziskanerkreis ist um 1286 auch die Verdeutschung der Klarissenregel für die Regensburger Klarissen entstanden, die Schönbach, S.-B. Wien 160 VI, 1909, herausgegeben hat.

Traktaten von Bertholds Genossen und Helfer David von Augsburg gegangen zu sein, den man oft als den ersten deutschen Mystiker bezeichnet, dessen Ruhm als deutscher Schriftsteller aber immer strittig geblieben ist.⁷⁶⁾ Auch er hat natürlich deutsch gepredigt, aber wahrscheinlich nur lateinisch geschrieben; erst nachträglich sind seine Traktate verdeutscht, in deutsche Erbauungsliteratur umgegossen worden, und fast immer finden sie sich in Handschriften, die einst einem Nonnenkloster gehörten, meist in enger Nachbarschaft mit allegorisch-erbaulichen deutschen Schriften, deren Bestimmung für weibliche Leser keinem Zweifel unterliegt.⁷⁷⁾ Denn wie sich bei Bertholds Predigten und Davids Traktaten die Verwandlung des gesprochenen Worts und der lateinischen Literatur in deutsches Schrifttum und erbaulichen Lesestoff erst dort vollzieht, wo das Lesebedürfnis frommer Frauen ins Spiel kommt, so zeigt sich bei näherem Zusehen allenthalben⁷⁸⁾, daß die religiöse Erbauungsliteratur in der Volkssprache, die im

⁷⁶⁾ Vgl. Wilhelm Preger, *Gesch. d. deutschen Mystik im Mittelalter* I, 1874, S. 268ff.; II, 1881, S. 9ff.; Ph. Strauch, *Anzeiger f. deutsches Altertum* IX, 1883, S. 117ff.; D. Stöckerl, *Bruder David von Augsburg*, 1914, S. 210ff.; Emil Michael, *Zeitschr. f. kathol. Theologie* XXV S. 396 und *Gesch. d. deutschen Volkes* III, 1903, S. 133ff.; *David ab Augusta, De exterioris et interioris hominis compositione*, 1899, S. XV; Heinr. Lehmann, *Stilistische Untersuchungen zu David von Augsburg*, *Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache und Lit.* 51, 1927, S. 383ff. — Die Frage nach der „Echtheit“ der deutschen Schriften Davids, d. h. die Frage, ob er selbst deutsch schrieb, ist natürlich auf Grund der inhaltlichen Übereinstimmung mit seinen lateinischen Traktaten, die Stöckerl nachweist, nicht zu entscheiden. Krebs in *Stammlers Verfasserlexikon* I, 1933, Sp. 404 geht gar nicht auf die Frage ein, Ehrismann II 3, S. 416 weist nur flüchtig darauf hin.

⁷⁷⁾ Vgl. Philipp Strauch, *Palma contemplationis*; *Beiträge z. Gesch. d. deutschen Sprache und Lit.* 48, 1923, S. 335ff.; Stöckerl a. a. O. S. 258ff.; A. E. Schönbach, *S.-B. Wien* 153 IV, 1906, S. 100f.

⁷⁸⁾ Statt die Fülle einzelner Zeugnisse anzuführen, muß ich hier auf die Zusammenstellung in meinem Buch „*Religiöse Bewegungen im Mittelalter*“ S. 459ff., 467ff. verweisen. Um nur einige den Germanisten bekannte Werke zu nennen, die sich nachweislich an Leserinnen wenden, erinnere ich an *Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande*, hrsg. von J. Meier 1889; die in Reimprosa geschriebene „*Lilie*“, hrsg. von P. Wüst (*Deutsche Texte des Mittelalters* XV, 1909; s. S. XXVIII!); die „*Rede von den 15 Graden*“, vgl. J. B. Schoemann, *Germanist. Studien* 80, 1930, S. 27, 61; das „*Rheinische Marienlob*“, hrsg. von A. Bach, *Bibl. d. Lit. Vereins in Stuttgart* 281, 1934, S. XLVIII; die sogenannten *S. Georgener Predigten*, s. o. Anm. 73. Daß wir die Überlieferung der deutschen Mystiker-Predigten größtenteils weiblichen Nach- und Abschriften verdanken, darf heute als bekannt gelten.

13. Jahrh. in Deutschland aufblüht und in der deutschen Mystik gipfelt, erst dort und überall dort entstanden ist, wo eine weibliche Leserschaft religiöse Schriften, Predigten, Betrachtungen, Gebete und nicht zuletzt die heilige Schrift⁷⁹⁾ selbst lesen oder gar religiöse Werke schreiben will — wie es früher nur der Klerus und das Mönchtum tat —, aber nicht wie diese geistlichen Stände mit der Lateinbildung der Kirche verwachsen, in ihr geschult und auf sie verpflichtet ist, sondern den religiösen Gehalt unmittelbar in der eigenen Sprache aufnehmen und gestalten will.

Wenn also der Frau als Leserin ebenso die Entstehung einer religiösen deutschen Erbauungsliteratur wie die Aufnahme der deutschen Dichtung in das Schrifttum zu verdanken ist, so findet die religiöse Wendung der deutschen Literatur im Verlauf des 13. Jahrh. — von der Minnedichtung zur Mystik, von Gottfried zu Eckhart — eben darin ihre geschichtliche Erklärung, daß die deutschen Frauen dieser Zeit von einer starken, eigenartigen religiösen Bewegung erfaßt worden sind, die sie der höfischen Gesellschaftskultur und ihren Idealen und Daseinsformen entfremdet und zu einem Leben christlicher Hingabe und religiöser Versenkung erweckt hat. An zwei bekannten Gestalten wird dieser Umbruch in seiner Bedeutung für die deutsche Literatur- und Geistesgeschichte besonders anschaulich sichtbar: der Landgräfin Elisabeth von Thüringen und Mechthild von Magdeburg. Elisabeth lebt an einem Mittelpunkt höfischer Kunst und Kultur. Aber sie nimmt keinen Anteil mehr an dem Treiben der Dichter und Sänger. Das höfisch-ritterliche Leben mit seinen Festen und seinem Frauendienst sagt und gibt ihr nichts, weil sie von Kind auf ganz erfüllt ist von einem religiösen Drang zur Selbsterniedrigung, zu Verzicht, Demütigung und Gottesdienst. Sie wird ihren Standesgenossen ein Ärgernis und muß sich schließlich ganz von ihnen trennen. Bei den ersten Franziskanern in Eisenach findet sie die Gesinnung und Haltung, der sie sich verwandt fühlt; aber sie findet bei ihnen noch nicht die Möglichkeit, als Frau den neuen Idealen freiwilliger Armut und Selbstentäußerung nachzuleben, sie findet noch keine neuen religiösen Lebensordnungen vor, denen sie sich einfügen

⁷⁹⁾ Friedrich Maurer, Studien zur mitteldeutschen Bibelübersetzung vor Luther (Germanische Bibliothek 26), 1929, S. 68ff. weist auf die Bedeutung der dominikanischen Frauenklöster für die Bibelverdeutschung hin.

kann, und so bleibt sie dem Willen ihres Beichtigers Konrad von Marburg gefügig und sucht in der Pflege von Kranken und Aussätzigen die Werke christlicher Demut zu üben. Schon mit 24 Jahren ist dieses Leben verlöscht, in dem die neuen religiösen Kräfte zwar noch nicht fruchtbar und schöpferisch geworden sind für die Gestaltung eines christlichen Daseins, in dem sich aber geradezu schmerzhaft die Krisis der höfischen Kultur durch den Einbruch einer religiösen Bewegung offenbart. Denn Elisabeth steht mit ihrer Gesinnung nicht allein in ihrer Zeit. Das ist ihr am schönsten von Mechthild von Magdeburg bezeugt worden⁸⁰⁾, die wahrscheinlich genau gleichaltrig mit Elisabeth war. Auch sie stammt aus ritterlichem Geschlecht, aber auch sie hat sich von ihrer Familie, von Ehre und Reichtum ihres Standes freiwillig getrennt.⁸¹⁾ Ungefähr zur selben Zeit, als Elisabeth in Marburg starb, hat Mechthild ihre uns unbekannte Heimat verlassen und ist nach Magdeburg gegangen, nicht um im Kloster eine sichere Unterkunft zu finden, sondern um von aller Welt „ohne ihre Schuld verschmäht“ zu werden, wie sie selbst sagt. Aber sie ist nicht allein geblieben. Vierzig Jahre lang hat sie unter gleichgesinnten Frauen, vielleicht als Leiterin einer „Beginen“-Gemeinschaft in Magdeburg gelebt, und dort hat sie auch, was der jungen Elisabeth noch versagt blieb, den geistigen Anschluß an die neuen Orden gefunden, die der religiösen Bewegung dieser Zeit den organisatorischen Rückhalt gaben. Dadurch erst konnten auch ihre eigenen religiösen Kräfte und Neigungen voll zur Entfaltung und Gestaltung kommen. Sie ist zwar nicht selbst Dominikanerin geworden, hat sogar in ihrem Alter, als sie krank und schwach wurde, in einem Zisterzienserinnenkloster (Helfta) ein Unterkommen gefunden. Aber jahrzehntelang stand sie in engsten Beziehungen und persönlichem Umgang mit den Dominikanern in Magdeburg und Halle; von ihnen ist sie auch in der Aufzeichnung ihrer Erlebnisse und Ge-

⁸⁰⁾ Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg oder das fließende Licht der Gottheit V 34; hrsg. von Gall Morell, 1869, S. 166; der Herr spricht: Elyzabeth die ist und si was ein botte, den ich gesant habe ze den unseligen vrowen, die in den burgen sassen, mit der unküschheit also sere durflossen und mit dem homüte also sere überzogen und mit der italkheit also stete umbevungen, das si nach rehte in das abgründe solten sin gegangen. Irme bilde ist manig vrowe gevolget, dermasse si wolten und mohten.

⁸¹⁾ Fließ. Licht I 1 Morell S. 4; IV 2 S. 91; VII 64 S. 279.

danken betreut worden. Sie kann, wie sie selbst sagt, nicht Latein⁸²⁾, kann also auch nicht in der klerikalen, kirchlichen Literatur selbst ihre geistige Nahrung gesucht haben. Aber lesen und schreiben kann sie wie die meisten Frauen ihrer Zeit und ihres Standes. Mag sie ihre religiöse Belehrung größtenteils unmittelbar aus den Dominikanerpredigten geschöpft haben, so wissen wir doch, daß die Bettelorden schon damals für die ihrer Seelsorge unterstellten Nonnen und Beginen ein religiöses Schrifttum in der Volkssprache zu schaffen begannen⁸³⁾, das ihr gewiß nicht fremd geblieben ist. Die schönste Frucht aber aus dieser Begegnung und Verbindung einer neuen Frömmigkeit mit der besonderen Eigenart weiblicher Bildung ist Mechthilds eigenes Werk, das „Fließende Licht der Gottheit“, geschrieben — man darf wohl sagen: gedichtet noch ganz in der Sprache, den Klängen und Bildern der höfischen Dichtung und des Minnesangs⁸⁴⁾, die diese Frauen in sich aufgenommen hatten, aber ganz abgekehrt von der Welt des ritterlichen Frauendienstes, ganz erfüllt von den neuen Empfindungen der Gottesminne, der Seelenbrautschaft und der liebenden Vereinigung mit Gott. Aber Mechthild ist nicht die einzige und nicht einmal die erste, die in Worten ihrer eigenen Sprache die Fülle solcher religiöser Erlebnisse und Empfindungen verkündet und gestaltet hat. Die Schwester Hadewich hat wahrscheinlich vor ihr ihre Visionen, Dichtungen und Briefe geschrieben, und Hunderte deutscher

⁸²⁾ Fließ. Licht II 3, S. 30: des latines kan ich nit; III 1 S. 56: wa ich der schrift ungeleret bin; vgl. J. Ancelet-Hustache, Mechthilde de Magdebourg, 1926, S. 17f.

⁸³⁾ Vgl. Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter S. 459ff. — Die von Fritz Karg, Das literarische Erwachen des deutschen Ostens im Mittelalter (Theutonista-Beiheft 3, 1932, S. 11f.), vermuteten Beziehungen von Berthold v. Regensburg und David v. Augsburg zu Mechthilds Werk und Sprache scheinen mir — selbst wenn die beiden Franziskaner wirklich in Magdeburg studiert hätten — kaum in Betracht zu kommen gegenüber der dauernden Einwirkung der Dominikanerpredigt und ihres literarischen Niederschlags. — Der Magdeburger Lektor Heinrich von Hörter, „barvuzbruder und predigere“ (Franziskaner oder Dominikaner?), hat vor 1276 auch Brun von Schönbecke zu seiner Hohelied-Dichtung angeregt, hrsg. von A. Fischer, Bibl. d. Literar. Vereins in Stuttgart 198, 1893, S. 372 v. 12458ff. — Deutsche Schriften Bertholds und Davids konnte Mechthild noch nicht kennen.

⁸⁴⁾ Grete Lüers, Die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters im Werke der Mechthild von Magdeburg, 1926.

Frauen derselben Schichten haben damals die gleiche Umkehr von der höfischen Standeskultur zur Hingabe an ein Leben für Gott vollzogen, die weltlichen Dichtungen aus der Hand gelegt und nach anderen Büchern verlangt, in denen ihr religiöses Bedürfnis Befriedigung finden konnte.

Die Zeitgenossen haben diesen Wandel mit Staunen oder Befremden bemerkt, keiner vielleicht so drastisch wie Ulrich von Lichtenstein, der in seinem Spätwerk, dem Frauenbuch von 1257⁸⁵⁾, die Klage anstimmt: Wie können wir denn noch den echten Lebensstil des Rittertums aufrechterhalten, wenn die Frauen plötzlich alle wie Nonnen herumlaufen, verschleiert und mit dem Rosenkranz, Tag und Nacht zur Kirche gehen und uns keinen Blick und kein Wort und keine Freude mehr gönnen? Selbst der erste deutsche Franziskanerdichter Lamprecht von Regensburg hat sich darüber verwundert, daß plötzlich überall, in Brabant wie in Baiern, die Frauen mehr als die Männer von der neuen „Kunst“ zu verstehen meinten, die Schau der göttlichen Weisheit in Verzückungen und Begnadungen zu erleben.⁸⁶⁾ Es geht in der Tat durch die deutschen Frauenkreise dieser Zeit plötzlich ein Ungenügen und Überdruß an alledem, was ihnen die höfische Gesellschaft und ihre Kultur bisher zu bieten hatte, ein heftiger Drang nach Abkehr von weltlichen Freuden, nach religiöser Belehrung und religiösem Erlebnis. Vom Nordwesten des deutschen Sprachgebiets aus, wo ein Menschenalter vorher auch die höfische Dichtung ihren Ausgang genommen hatte, von Brabant und Flandern her hat diese religiöse Bewegung unter den deutschen Frauen schon bald nach Beginn des 13. Jahrh. um sich gegriffen — zu einer Zeit, als eine Einwirkung der Bettelorden noch gar nicht in Betracht kam; in ihrem Wesen aber und ihren Zielen, ihren Idealen und Lebensformen berührt sich diese neue Frauenfrömmigkeit in Deutschland sehr eng mit jenen gleichzeitigen Bewegungen der romanischen Länder: auch hier Verzicht auf Ehre und Reichtum dieser Welt, aber auch auf klösterliche Versorgung, Absage an die Freuden des Daseins in der Gesellschaft und in der Familie, freiwillige Armut und Keuschheit, freiwillige Selbst-

⁸⁵⁾ Hrsg. von Lachmann S. 601f.

⁸⁶⁾ Lamprecht v. Regensburg, Sanct Franciskens Leben und Tochter Syon, hrsg. von Karl Weinhold, 1880, S. 430 v. 2827ff.

erniedrigung und Entbehrung. Nur hat diese Bewegung in Deutschland vornehmlich die Frauen erfaßt — und zwar vor allem die Frauen des Adels, der ritterlichen Geschlechter und des städtischen Patriziats —, und eben deshalb fehlte es ihr an selbständigen organisatorischen Kräften, um zu einer eigenen Ordensbildung zu gelangen. Als sich dann die Wellen dieser Bewegung mit der von Italien und Frankreich her sich ausbreitenden Bettelordenspropaganda überschneiden und durchdrangen, suchten die spontan entstandenen religiösen Frauengemeinschaften Deutschlands überall Anlehnung und Aufnahme bei den neuen Orden und haben sie trotz deren Sträuben schließlich durch päpstliche Vermittlung großenteils auch gefunden. In keinem anderen Land sind daher so viele Frauenklöster den Bettelorden, vor allem dem Dominikanerorden, eingegliedert und dazu noch eine Menge anderer, nicht inkorporierter Frauengemeinschaften, „Beginenhäuser“ und „Sammlungen“ ihrer Seelsorge und geistlichen Aufsicht unterstellt worden. Aus der Verpflichtung zur religiösen und geistigen Betreuung aller dieser Frauen ist den deutschen Predigermönchen und Minoriten die eigenartige Aufgabe erwachsen, die Lehren und Überlieferungen der Kirche und ihrer Theologie in Einklang zu bringen und zu verschmelzen mit dem neu erwachten religiösen Erlebniswillen und der geistig-seelischen Empfänglichkeit, die ihnen unter den Frauen in Deutschland entgegenkam, sie umzuprägen in die Sprache einer neuen, empfindungsreichen und gefühlsstarken Frömmigkeit. Die Lösung dieser Aufgabe ist die „deutsche Mystik“, deren Zeugnisse uns in so unübersehbarer Fülle erhalten sind, weil die Frauen, denen die mystische Lehre gepredigt wurde, daraus ein Schrifttum geschaffen haben, ein unvergleichliches, nur unserem Volk eigenes Denkmal deutscher Sprache, deutschen Geistes und Glaubens.

Wer dieses Bild vom Werden unseres Schrifttums, das hier nur im Umriß gezeichnet werden konnte, überblickt und darin die Bedeutung der Frau für die Schriftwerdung des Wortes in Dichtung und religiöser Lehre ermißt, dem wird vielleicht hinter dieser Schilderung der äußeren Verhältnisse noch eine tiefere Bedeutung dieser Vorgänge und Wandlungen sichtbar werden. Der Abfolge von „männischen“ und „frauenhaften“ Zeitaltern, die Wilhelm Scherer einst in der deutschen Literatur- und Geistes-

geschichte zu erkennen glaubte⁸⁷⁾, entspricht weitgehend die Unterscheidung von „hörenden“ und „lesenden“ Jahrhunderten. Unverkennbar ändern sich durch die lesenden Frauen nicht nur die Formen der Vermittlung, sondern auch Geist und Gehalt der Dichtung wie der Frömmigkeit erhalten durch sie ein anderes Gepräge. Der Unterschied ist deutlich genug zwischen der heroischen Dichtung der Frühzeit, die nur gemeinsam gehört wurde, in der die Frau keine tragende Rolle spielt, und der galanten, ritterlichen, höfischen, durchaus unheroischen Dichtung in der Zeit des Minnesangs und Frauendienstes, die auch gelesen wird, in der es um Frauenliebe geht und nicht um Männertat, um Abenteuer und nicht um Kampf. Der Unterschied ist aber nicht weniger spürbar zwischen der kultisch-sakramentalen Frömmigkeit des „romanischen“ Frühmittelalters, die ein Dienst für Gott, militia Dei, ein Werk für Gott, opus Dei, wie es die Benediktinerregel sagt, und zwar ein Dienst und Werk der Gemeinschaft ist, mit unveränderlichen, objektiv gültigen Normen des Kultgesangs und der Gefolgschaft und Verehrung für den König Christus, — und der subjektiven Erlebnisfrömmigkeit der Gotik und Mystik, die das Gegenüber von Gott und Mensch auflöst in das Gefühl der Eini-gung der Seele mit Gott, der Seelenbrautschaft und der Gottesgeburt im Menschen. Wie weit hier Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Haltung entscheidend mitsprechen und ganze Kulturepochen bestimmt haben, das läßt sich gewiß nicht allein auf Grund der äußeren Tatbestände behaupten, von denen hier die Rede war, die überdies der Ergänzung und Überprüfung an der Literaturentwicklung anderer Völker und Sprachen bedürfen. Aber die Zeugnisse bekunden deutlich genug, daß es nicht ganz vergebliche Mühe ist, solchen Zusammenhängen nachzuspüren. Und wenn wir heute auch in dieser Beziehung an einer Wende stehen, durch die wir uns von einem literarischen, lesefreudigen und tinten-klecksenden Säkulum entfernen, so wird dadurch vielleicht auch nach rückwärts eine neue Sicht frei werden auf die bestimmenden und treibenden Kräfte, die Wesenszüge und die geistigen Wandlungen unserer Geschichte.

⁸⁷⁾ Gesch. der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh., 1875, S. 1ff.

